

Die große Gruselserie von Jason Dark

Kathedrale der Angst

Frankreich F 5,50 / Italien L 1300 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Kathedrale der Angst

John Sinclair Nr. 431

von Jason Dark

erschienen am 07.10.1986

Titelbild von Mark Gerber

Sinclair Crew

Kathedrale der Angst

»Nein, Gustave, nein! Hier gehe ich keinen Schritt mehr weiter. Das ist die Grenze...«

Grenze... Grenze... hallte die Stimme des noch jungen Mannes nach, als würde sie irgendwann von einem gewaltigen Moloch vor ihnen verschluckt und in die graue Düsternis der unheimlich wirkenden Landschaft hineingezogen. Gustave Rodin drehte sich um. »Was hast du denn, Pierre? Das ist es doch, was wir gesucht haben. Keiner wollte uns glauben. Auch der Professor nicht. Ich sehe noch sein Lächeln, als wir ihm von unserem Plan berichteten. Versteh doch, wir haben den Ort gefunden. Das ist, wie man so schön sagt, praktische Archäologie.«

»Nein, das ist es nicht«, flüsterte Pierre. »Es ist etwas anderes.«
»Und was, bitte?«
»Wir versündigen uns, Gustave. Glaub es mir. Wir dürfen nicht mehr weiter, sonst rennen wir ins Unglück…«
»Und die Forschung?«
»Soll mich in Ruhe lassen. Ich weiß, daß dieser Ort seinen Namen nicht zu Unrecht erhalten hat.«
Gustave Rodin lachte leise. »Ja, das hat er nicht. Auch ich spüre das Besondere. Das ist der Ort, nach dem wir so lange gesucht haben. Die Kathedrale der Hoffnung!«
»Nicht der Hoffnung!« widersprach Virni entschieden. »Es ist die Kathedrale der Angst.«
»Für dich!«
»Ja, für mich, und ich möchte dich warnen, daß sie nicht auch für dich dazu wird!«
»Ich gehe weiter!« Gustave Rodin ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen, auch dann nicht, als ihm Pierre Virni die Hand auf die Schulter legte, um ihn zurückzuhalten. Er schüttelte die Finger ab. »Laß das, werde nicht kindisch.«
»Gustave, bitte! Wir wissen mehr…«
»Wir glauben mehr zu wissen, mon ami. Dabei sind wir erst am Beginn. Kannst du dir vorstellen, welche Geheimnisse sich um die Templer ranken? Nein, das kann sich niemand vorstellen, denn wir stehen erst am Anfang einer sensationellen Entdeckung.«
»Wir werden sterben, wenn wir weitergehen. Schau doch nach vorn! Siehst du die Warnungen nicht?«
Gustave lachte. »Welche Warnungen?«
Pierre Virni zeigte an ihm vorbei. »Ist das normal, eine Kirche zwischen all den Felsen?«
»Nein, normal ist es nicht, aber deshalb braucht es nicht lebensgefährlich zu sein, finde ich.«
»Geh mit mir zurück!« sagte Pierre.
Gustave Rodin hörte nicht auf ihn. Er schüttelte nur unwillig den Kopf, für ihn war das Thema erledigt. Er ließ sich von seinem Kommilitonen nicht ins Bockshorn jagen. Die Papiere waren von ihnen entdeckt worden. Es gab Hinweise auf die Kathedrale und auch darauf, daß hier einmal die Templer gelebt hatten…
Gustave trat nur einen kleinen Schritt nach vorn. Unter seinen Füßen befand sich schwarzer Stein, eine Lavamasse, die irgendwann einmal ausgespien worden sein mußte und erkaltet war.
Diese Masse bedeckte den gesamten Boden der Schlucht, die praktisch in die Kathedrale mündete. Ihr Eingang glich einem gewaltigen offenen Felsentor.
Die Templer sollten im Mittelalter die Kathedrale gebaut haben, die

ihnen gleichzeitig als Zufluchtsstätte oder Kloster diente. Das jedoch war nicht hundertprozentig gesichert, die gefundenen Unterlagen gaben einfach zu wenig her.

»Ich verspüre Angst, wenn ich durch das Tor schaue«, sagte Pierre Virni mit leiser Stimme.

»Und weshalb?« fragte sein Partner.

»Es sieht so endlos aus. Ohne Grenzen. Zudem habe ich das Gefühl, von einem kalten Hauch gestreift zu werden. Ich bin mir natürlich nicht sicher, könnte mir aber vorstellen, daß hier der Tod zu Hause ist. Wir sind Ungebetene, man darf die Kathedrale nicht betreten.«

»Wo steht das?«

»Hast du die Warnung nicht gelesen?«

»Nein. Welche Warnung und wo?«

»Am Portal steht etwas in lateinischer Schrift. Geh hin, Gustave, und überzeuge dich selbst.«

Und Rodin hob die Schultern. Er gab sich betont locker, obwohl auch er ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken konnte. Um seinem Freund den Gefallen zu tun, trat er dicht an die Säule heran, um die Schrift lesen zu können.

»Lies die Worte ruhig laut vor«, sagte Pierre Virni. »Tu uns noch den Gefallen.«

»Terribilis est locus iste!«

»Und du weißt, was das heißt?«

Gustave nickte ärgerlich. »Klar. Dieser Ort ist schrecklich, heißt das übersetzt.«

»Sehr richtig, mein Lieber. Wer das in den Stein gehauen hat, tat es nicht umsonst. Der wußte schon vor langen Jahren, was mit der Kathedrale los war. Deshalb sollten wir hier so schnell wie möglich verschwinden und alles ruhen lassen.«

Rodin drehte sich um. Er schüttelte den Kopf und verengte seine Augen.

»Sag mal, du stammst aus dieser Gegend, wir haben uns in Paris getroffen und geforscht. Du hast mich überhaupt erst auf diesen Trichter gebracht. Und jetzt machst du den großen Kneifer? Ich begreife das nicht. Tut mir leid, mein Lieber.«

»Es ist aber besser für uns.«

»Das verstehe ich nicht. Hinter dem Tor führt der Weg weiter. Es ist eine Schlucht und gleichzeitig eine Kathedrale. Zwei Dinge in einem. Ich finde es wunderbar. Gut, die Warnung existiert, aber derjenige, der sie in den Stein gemeißelt hat, hätte auch mitteilen können, wovor er warnt.«

Gustave verzog das Gesicht. »Das ist zu allgemein gehalten, deshalb übersehe ich es.«

»Dann kann ich dir nicht helfen.« Pierre Virni drehte sich um.

Der andere starrte auf Pierres Rücken. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt und überlegte, wie er sich verhalten sollte. Zuerst hatte es so ausgesehen, als wollte Pierre verschwinden, er setzte sich jedoch dahin, wo sie ihre Rucksäcke abgelegt hatten. Mit dem Rücken lehnte er gegen den Fels und streckte die Beine aus.

»Was soll das?« fragte Gustave.

»Hier werde ich warten.«

»Und dann?«

»Vielleicht bete ich für dich, daß du den Ort des Schreckens irgendwann einmal verlassen kannst. Und zwar als normaler Mensch, mein lieber Gustave.«

»Zu gütig.« Der Archäologie-Student grinste.

»Spotte bitte nicht.«

»Nein, ich werde mich hüten, aber ich lasse mir nicht verbieten, die Kathedrale zu betreten. Für mich wird ein Traum wahr.«

»Gib nur acht, daß es kein Alptraum wird.«

»Danke, Pierre.«

Mehr sagte Gustave Rodin nicht. Auch wenn er es gewollt hätte, er hätte sich keinen Rückzieher mehr erlauben können, schon, um nicht sein Gesicht zu verlieren.

Und so trat er durch das Tor.

Pierre Rodin gab sich entspannt, kochte aber innerlich. Da entdeckte er plötzlich, wie sich die Schrift an der Säule des Portals bewegte.

Für einen Moment flackerten die lateinischen Buchstaben dort auf. Matt, fahl und silbrig, was nur Pierre gesehen hatte, denn sein Freund wandte der Säule mittlerweile den Rücken zu.

Eigentlich hatte Pierre nicht mehr eingreifen wollen, jetzt mußte er es einfach tun, sprang hoch und rief Gustaves Namen.

Der andere hörte nicht.

»Zurück, Gustave, zurück!«

Rodin ging weiter. Obwohl er höchstens vier oder fünf Schritte zurückgelegt haben konnte und er die Worte eingentlich deutlich vernehmen müßte, kümmerte er sich um nichts und ging weiter. Zudem wirkte er so seltsam. Nicht so, als würde er normal dahinschreiten, sondern perspektivisch verzerrt, wie auf einem Kometenstrahl schreitend, der ihn in die Tiefe des Weltraums führte und seine Gestalt deshalb mehr verkleinerte, als sie es tatsächlich war.

Pierre Virni bekam schreckliche Angst. Noch war nichts passiert, und doch spürte er, daß in dieser Kathedrale einiges anders war als normalerweise zwischen den schwarzen Felsen.

Da lauerte etwas.

Er stand auf. Ihm war, als hätte er Stimmen gehört. Aber das konnte nicht sein, er war allein. Vielleicht blies auch nur der Wind durch einen Felsenschacht.

Virni schaute zum Himmel. Sein Freund ging inzwischen weiter, blieb dann stehen, drehte sich um und hob beide Hände.

»Es ist wunderbar, Pierre. So herrlich. Ich fühle mich frei und locker. Ich habe ein Erleben, wie ich es nie zuvor kannte. Mein Gehirn wird frei. Bald werden sich mir die Geheimnisse dieser Welt öffnen. Pierre, du mußt kommen, kom…«, hallte es nach, als wäre die Stimme des Sprechers aus einer unendlichen Entfernung durch einen Tunnel der Zeiten geweht.

Pierre Virni schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, nein, Gustave. Was tust du dir an? Das ist eine Täuschung. Man will dich reinlegen, glaub mir. Dir werden sich nicht die Geheimnisse der Welt öffnen, sondern die Taten der Hölle. Bitte, denk an die Warnung. Sie ist nicht ohne Grund geschrieben worden.«

Entweder hörte Rodin nicht, oder aber er wollte nicht hören. Er ging einfach weiter und schritt wieder dahin, als würde er über den Schweif eines Kometen laufen. Seine Füße hatten mit dem Untergrund kaum Kontakt.

Er floß förmlich dahin.

Auch Pierre Virni war fasziniert. Er wollte es nicht, konnte aber nicht anders, denn die Gestalt seines Freundes veränderte sich. Wenigstens hatte er den Eindruck, bis er genauer hinsah und feststellen mußte, daß es die ihn umgebende Luft war, die sich veränderte.

Sie wurde sichtbar…

Virni stand da und hatte die Hand gegen seinen offenen Mund gepreßt.

Es war nicht zu fassen, daß die Luftströmungen, die er normalerweise nur als Berührung oder Streicheln auf der Haut spürte, plötzlich sichtbar geworden waren.

Sie lagen in der Luft, umgaben seinen Freund, strichen an ihm entlang, zeichneten seine Körperformen nach und kamen Pierre vor wie schlangenhafte Schatten.

Und auch gefährliche…

Urplötzlich hörte er das Pfeifen. Hohl klang es auf, als wäre es in einem langen Tunnel geboren. Gustave blieb stehen. Jedoch nur für einen Moment, bevor ihn die andere Kraft wieder packte und um die eigene Achse drehte.

Er wurde von der linken Seite her erwischt, dabei nach rechts geschleudert, so daß er sich vorkommen mußte wie eine Puppe im Taumel der Strömungen, die sich über seinem Kopf verdichtete, spitz zulief und dabei ein Gesicht bildete.

Es bestand aus Feuer und Schatten!

Pierre war, obwohl nicht unmittelbar betroffen, zurückgewichen. Die Angst schlug über ihm zusammen. Die Warnung war nicht umsonst geschrieben worden, denn dieses furchtbare Grinsen konnte als Fratze

nur einem gehören.
Dem Teufel!
Er herrschte in der Kathedrale, und er schwebte über Gustave Rodin als grausames Wesen.
Ein widerliches und abstoßendes Dreieck aus Haaren und Haut, mit zwei gelbroten Feueraugen und einem halboffenen Mund, in dem die langen Zähne wie blanke Drahtstifte leuchteten.
Und noch etwas zeichnete das Gesicht aus. Es waren die beiden langen und verkrümmt wachsenden Hörner, die aus der Stirn stießen und mit ihren Spitzen das flackernde Ende des Höllenfeuers erreichten, das das Gesicht einschloß.
Das dunkle Feuer flackerte und tanzte, als würde es aus zahlreichen Geistern bestehen, die nur darauf bedacht waren, Gustave Rodin zu quälen und zu foltern.
Plötzlich schrie Rodin!
Nie zuvor hatte Pierre Virni einen so grausamen und markerschütternden Schrei gehört. In ihm steckte all das, was der Mann empfand, der so brüllte.
Es war das Wissen um die Hölle und den Tod, dem er nicht mehr entrinnen konnte, denn die heißen Feuerzungen umleckten ihn und verbrannten ihn auf der Stelle.
So mußte es wenigstens sein, obwohl Pierre dies nicht sah. Er konnte nicht mehr hinsehen. Virni hatte sich umgedreht. Auch er wollte schreien, nur schaffte er es nicht. Aus seinem Mund drangen gequält klingende Laute, sie sollten so etwas wie ein Abschiedsgruß für den Kommilitonen und Freund sein.
Virni blieb nichts anderes übrig, als zurückzulaufen. Er konnte einfach nicht mehr bleiben. Als er den ersten Schritt setzte, merkte er schon, wie schwer es ihm fiel. Zentnerlasten schienen auf seinem Rücken zu liegen, zudem hörte er noch immer die Rufe seines Freundes. Sie waren übergegangen in ein Schluchzen und Wimmern. Die Kathedrale der Angst hatte ihrem Namen alle Ehre gemacht.
Pierre erinnerte an einen Schlafwandler. Irgendwann hatte er die Schlucht verlassen, die Sonne blendete ihn. Ihre Strahlen knallten gegen sein Gesicht. Er öffnete den Mund und saugte die warme Luft ein. Nach der Kühle zwischen den hohen Wänden war sie für ihn wie der reinste Balsam.
Hier war das Gestein warm. Die Wände strahlten ab. Er fuhr mit den Händen darüber. Manchmal hätte er sich am liebsten hingelegt und seinen Kopf im Staub vergraben. Das ging jedoch nicht. Er mußte zurück in die kleine Stadt. Dort hatten die beiden sich einquartiert. Dort wurden sie zurückerwartet. Aber Virni konnte nicht gehen. Er mußte noch bleiben und fand einen schattigen Platz unter einer vorspringenden Felsnase. Darauf ließ er sich nieder.

Mit dem Rücken lehnte er gegen die warme Wand. Seine Augen wirkten verdreht, der Blick irgendwie leer, den er gegen die Felsdecke über sich gerichtet hatte.

Manchmal zuckten seine Mundwinkel, wenn er schluchzte. Seine Gedanken drehten sich um Gustave und um das, was die beiden entdeckt hatten.

Es war ein furchtbares Geheimnis. Sie hatten lange genug geforscht, in alten Büchern nachgelesen und waren schließlich überzeugt gewesen, daß es diesen Felsendom geben mußte.

Sie hatten ihn gefunden - und auch sein Geheimnis entdeckt. Einer von ihnen hatte den Forscherdrang mit dem Leben bezahlen müssen, und es war ihre Schuld gewesen, denn man hatte sie gewarnt. Es gab Menschen im Ort, die es nicht gern sahen, wenn man Geheimnissen auf den Grund gehen wollte, die besser verborgen bleiben sollten.

Die Leute hatten recht gehabt.

Virni stand auf. Seine Augen waren gerötet. Das lag nicht allein an den Sonnenstrahlen.

»Nein«, flüsterte er, »nein, ich werde nicht zurück nach Paris gehen und statt dessen meine Entdeckung bekanntgeben. Ich bleibe in Alet-les-Bains, das ist besser…«

Mit diesem Vorsatz verließ er das Versteck, ging ins Dorf und blickte sich nicht einmal um…

***

Es dämmerte bereits, als er Alet-les-Bains erreichte. Seine Wirtin stand in der offenen Tür des Gasthauses. Sie war eine resolute Frau und Kriegerwitwe. Im Ersten Weltkrieg war ihr Mann gefallen. Seit dieser Zeit, und das waren schon zwanzig Jahre, lebte sie allein und führte eine Gaststätte sowie eine Pension.

Virni blieb vor der Frau stehen. Sie sah ihn nur an, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Pierre hob die Schultern.

»Komm rein.« Madame hatte eine rauh klingende Stimme. Sie sah auch ziemlich robust und kompakt aus, hatte aber ein weiches Herz.

Er stolperte in den Schankraum. Niemand hielt sich dort auf. Es roch nach Wein und Staub, und es war kühl.

»Setz dich.« Sie drückte ihn auf einen Stuhl.

Pierre blieb dort hocken. Er starrte auf das Bild einer Heiligen, ohne es richtig zur Kenntnis zu nehmen. Ein scharfer Geruch stieg in seine Nase.

»Du mußt es trinken, Junge. Es wird dir guttun.«

Virni nickte. Das Glas war groß. Er umfaßte es mit beiden Händen, hob es an und nahm den ersten Schluck. Es schmeckte scheußlich, tat aber gut. Madame kannte eben gewisse Hausrezepte, die sie ihren

Gästen in bestimmten Situationen verabreichte. Sie rückte einen Stuhl zurecht und setzte sich Pierre gegenüber. Erst nach einer Weile schaffte er es, sie anzusehen.

Madame schüttelte den Kopf. »Er kommt nicht mehr wieder, nicht wahr?« sagte sie.

Pierre nickte. Er konnte nicht reden.

Die Frau steckte sich eine Schwarze an und paffte. Sie drehte sich die Zigaretten selbst. »Ich hätte es euch vorher sagen können, aber ihr wart so darauf fixiert, etwas zu entdecken. Bei uns sagt man immer, schlafende Hunde soll man nicht wecken. Ihr habt sie geweckt, nicht?«

»Ja.«

Madame schaute auf ihre Zigarette und schob die Unterlippe vor. »Und du bist entkommen?«

»Geflohen.«

»Ist dein Freund tot?«

»Er war in der Kathedrale der Angst.«

»Sie gehört auch zu den schlafenden Hunden.«

»Aber was soll ich jetzt machen?«

Sie schaute ihn nachdenklich an. »Hast du einen Plan?«

»Nein.«

»Dann will ich dir sagen, daß es besser ist, wenn du nicht nach Paris zurückgehst.«

»Wieso?«

Madame hob die Schulter und kratzte sich am Kopf. »Du würdest Fragen ausgesetzt sein, und wie ich dich kenne, hast du nicht die Nervenstärke, um alles für dich behalten zu können. Vielleicht solltest du in ein anderes Land gehen oder hier in Alet-les-Bains bleiben. Man ist hier noch verschwiegen.«

Pierre war erstaunt. »Ich soll bleiben?«

»Ja, weshalb nicht?«

»Aber man wird mich vermissen.«

»Wer?«

»Meine Mutter.«

»Du wirst ihr schreiben, daß es dir auf dem Land besser gefällt. Sie kann dich ja besuchen.«

»Nein, sie nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Meine Mutter ist mit Leib und Seele Pariserin.«

»Dann nimm von ihr brieflich Abschied.«

Pierre hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, Madame. Es ist einfach zu schwer, jetzt schon eine Entscheidung zu treffen.«

»Das brauchst du auch nicht. Überlege es dir gut. Du hast Zeit, viel Zeit.«

»Ja, das habe ich wohl.« Madame stand auf. »Ich muß in die Küche. Gleich kommen Gäste. Geh lieber auf dein Zimmer, dort bist du

ungestört. Einverstanden?«

»Danke.«

Pierre Virni stand auf. Das Zimmer, in dem er wohnte, war ziemlich klein und hatte schräge Wände. Durch das schräge Fenster schien die Sonne auf das alte Holzbett.

Wieder saß Pierre am Tisch und grübelte. Nicht nach Paris zurückzukehren, erschien ihm plötzlich verlockend. Was sollte er dort? Die Zeiten waren schlecht. In Deutschland wurde aufgerüstet, auch die Franzosen rasselten wieder mit dem Säbel, es roch nach Krieg. War er hier im Süden nicht sicherer aufgehoben?

Wer würde ihn vermissen?

Bon, seine Mutter, auch der Professor. Und so setzte er sich nieder, um zwei Briefe zu schreiben. Den ersten adressierte er an seine Mutter. Die würde ihn lesen, vielleicht sogar zwei, drei Tränen zerdrücken und innerlich vom Sohn Abschied nehmen.

Der zweite Brief wurde länger. Er war an seinen Professor adressiert, und ihm teilte er einiges von dem mit, was er und sein Freund erlebt hatten. Pierre konnte es einfach nicht für sich behalten, wenn es auch besser gewesen wäre.

Beide Briefe schickte er am nächsten Tag ab.

Als er von der kleinen Poststation zurückkehrte und in die Morgensonne schaute, stand Madame wieder vor ihrem Haus. Mit einem Besen reinigte sie den Gehsteig.

Pierre blieb stehen. Die Sonne brannte schon jetzt auf seiner Stirn. Er nickte.

»Du hast dich also entschieden?«

»Ich bleibe hier.«

»Das ist gut.«

»Aber ich habe keine Arbeit.«

Madame lächelte breit. Auf ihrer Oberlippe wuchs der Bart wie ein dunkler Schatten. »Aber du hast zwei gesunde Hände, mein Junge. Du kannst arbeiten. Nimm dein Schicksal selbst in die Hand, pack es an, wir werden dir helfen.«

»Die Leute hier?«

»Natürlich.«

»Welchen Grund sollten sie haben, mir, dem Fremden, zur Seite zu stehen?«

»Hier ist man eine verschworene Gemeinschaft. Du wirst bei uns aufgenommen. Du hast viel gesehen, Pierre. Man wird verstehen, daß du hierbleibst.«

»Das hoffe ich.«

»Komm rein, ich mache dir Frühstück. Ich brauche sowieso jemand, der mir in der Schänke hilft. Du kannst bei mir wohnen und arbeiten. Dann wirst du eben kein Professor, sondern Wirt. Das ist auch etwas.«

Pierre lächelte. »Ich werde es versuchen.«
Dieses Versprechen gab Pierre Virni vor ungefähr fünfzig Jahren…

***

Das Siegel der Templer!
Nichts in der letzten Zeit hatte mich so fasziniert wie dieser alte, fast Jahre alte Stein, der einmal dem großen Kämpfer und Ritter Richard Löwenherz gehört hatte.
Und jetzt besaß ich es.
In einem alten Brunnen war es von mir gefunden worden. Ich selbst bezeichnete es als schlicht und gleichzeitig faszinierend, denn ich hatte auf dem Siegel mein Kreuz abgebildet gesehen, direkt über dem liegenden Halbmond, dem alten Zeichen der Mutter Gottes.
Es war für mich sehr gut vorstellbar, daß es noch einige Rätsel barg, und die wollte ich herausfinden.
Mich hatte der letzte Fall in den Nordosten Englands geführt. Dort war ich auf die Vampir-Geschwister gestoßen, die Richard Löwenherz und auch dessen Siegel gekannt hatten. Für sie war ich gewissermaßen der Nachfolger des großen Ritters, und allmählich glaubte ich es selbst, daß ich schon mindestens zweimal gelebt hatte.
Einmal als Richard Löwenherz, zum anderen als Hector de Valois, der ebenfalls einer der großen Templer-Führer war, nur eben einige Jahrhunderte später.
Ich war wieder nach London zurückgekehrt, wo mich Suko mit zahlreichen Fragen empfangen hatte. Antworten gab ich ihm vorerst keine. Zunächst wollte ich das Siegel von unseren Wissenschaftlern untersuchen lassen. Vielleicht entdeckten sie durch ihre Analysen noch etwas, das mir verborgen geblieben war.
Da die Analyse einige Zeit in Anspruch nahm, wartete ich in unserem gemeinsamen Büro. Glenda hatte Kaffee gebracht. Draußen regnete es, mal schien auch wieder die Sonne, eben ein typisches Aprilwetter, von dem auch London nicht verschont blieb.
Ich trank den Kaffee in kleinen Schlucken, Suko nuckelte an seinem Tee, und zwischen uns herrschte trotzdem keine tolle Stimmung. Das Klima war irgendwie gedrückt.
Auch Glenda spürte dies und stellte keine Fragen. Sie wußte ebenfalls, um was es noch ging.
Das Problem hieß Jane Collins!
Es war unserem großen Gegner van Akkeren gelungen, sie vor unseren Augen zu entführen. Mit Hilfe des Dämons Baphomet, dem er diente, hatte er Jane aus der alten Templer-Kirche geholt und uns das Nachsehen gegeben. Keiner von uns wußte, was mit ihr geschehen war, aber unsere Gedanken drehten sich natürlich um sie.
Ich war allein nach Wark gefahren, um die Vampire zu stellen. Suko

hatte ich in London zurückgelassen, er sollte die Fahndungsmaßnahmen überwachen. Herausgekommen war bisher nichts.

Glenda blieb neben mir stehen. »John«, sagte sie und beugte sich vor.

»Nicht, daß du denkst, ich würde mich über Janes Verschwinden freuen. Ganz im Gegenteil, ich finde es schrecklich, daß dies passieren mußte.«

»Danke.«

»Und ich wünsche mir, daß sie heil und gesund wieder zu uns zurückkehrt.«

Ich hob die Schultern. »Die Chancen stehen nicht gut, da will ich ehrlich sein.«

»Vielleicht finden wir noch eine Spur.«

»Möglich.«

»Du klingst sehr pessimistisch.«

Ich lächelte sie an. »Das täuscht, aber ich bin eben keine Maschine und auch nur ein Mensch. Irgendwann erreicht jeder einen Punkt, wo er sich fragt, ob der Weg richtig ist, den er geht.«

»Bist du dir da unsicher?«

»Manchmal schon.«

Suko widersprach. »Das solltest du nicht. Wir haben uns doch auf eine Arbeitsteilung geeinigt. Ich werde mich intensiv um Janes Auffinden kümmern, während du anderen Spuren nachgehst. Möglicherweise treffen wir beide zusammen.«

»Das wäre ideal.«

»Ich bin sogar sicher, daß wir uns irgendwo treffen, denn van Akkeren will das Geheimnis des Dunklen Grals erkunden. Er hat sich auf die Spur der alten Templer gesetzt. Du bist ebenfalls am Ball. Ihr beide werdet irgendwann aufeinanderstoßen.«

»Dabei kann er Jane Collins als Trumpfkarte einsetzen.«

»Und du vielleicht das Siegel.«

Ich nickte. »Ja, es ist ein wertvoller Fund. Wie wertvoll, das habe ich gesehen, als ich die beiden Vampire vernichtete. Sie waren völlig von der Rolle, denn sie mußten erkennen, daß die Vergangenheit sie eingeholt hatte.«

Suko grinste mich an. »Dabei habe ich mir immer vorgestellt, dich zu kennen. Aber daß du Richard Löwenherz gewesen sein sollst, ist mir ein Rätsel.«

Ich winkte ab. »Hör auf, Mensch. Ich habe selbst genug daran zu knacken. Zudem gibt es noch keinen hundertprozentigen Beweis für diese Annahme.«

»Ich gehe aber davon aus.«

»Wahrscheinlich sollte ich auch so denken.« Neben der Tasse lagen meine Zigaretten. Ich zündete mir ein Stäbchen an und blies den

Rauch in Richtung Fenster. »Wie hat Sir James reagiert? Ich konnte ihn ja kaum sprechen.«

»Hervorragend. Er leitete augenblicklich eine Großfahndung ein.«

Ich verzog den Mund. »Mit viel Trara?«

»Nein, mehr eine stille Fahndung. Aber trotzdem wirksam. Irgendwo kriegen wir sie.«

»Hoffentlich nicht als Leiche. Van Akkeren ist gnadenlos, der ist brutal. Ich habe selten jemand kennengelernt, der die Menschen mehr verachtet als dieser Typ. Dabei ist er selbst ein Mensch und kein Dämon. Eine Tatsache, die schwer wiegt und mir zeigt, wie weit Menschen gehen können.«

»Du bist verbittert!« stellte Glenda fest.

»Ist das nicht natürlich?«

»Irgendwie schon, wenn man einen Job hat wie du, aber du solltest auch an die denken, die anders sind, denn die gibt es ebenfalls noch.«

»Zum Glück.«

Das Telefon unterbrach unsere Unterhaltung. Ich hob ab und meldete mich.

Es war der Chefchemiker, der sich meldete. »Die Analyse steht, Mr. Sinclair. Soll ich Sie Ihnen durchgeben?«

»Wäre es zuviel verlangt, wenn Sie in mein Büro kämen?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Dann bis gleich.«

Suko grinste mich an. »Du hast ihn nicht gefragt, ob er Ergebnisse hat.«

»Das werden wir gleich wissen.«

»Ich gehe dann.« Glenda zog sich in ihr Vorzimmer zurück. Ihr Lächeln wirkte scheu.

»Sie hat daran zu knacken«, sagte Suko.

Ich war mit meinen Gedanken woanders gewesen. »Woran hat sie zu knacken?«

»Jane Collins.«

Ich hob die Schultern. »Suko, daran kann ich nichts ändern. Du weißt selbst, wie unangenehm mir die ganze Sache ist, aber die Konstellationen sind nun einmal so. Wir wollen das Beste daraus machen.«

»Ich wünsche mir nur, daß Jane heil und gesund zurückkehrt oder wir sie aus van Akkerens Klauen befreien können.«

»Darauf würde auch ich mich freuen.«

Wir hörten Glenda im Vorzimmer mit einem Mann reden. Sekunden später klopfte es, und der Chemiker erschien. Er hielt einen Notizblock in den Händen, in dem er sich einiges notiert hatte und den er aufschlug, als er auf dem Besucherstuhl saß.

Dr. Wilson war ein grauhaariger Mann, der immer sehr ernst blickte

und dessen Augen immer nur dann aufleuchteten, wenn er wissenschaftlich untermauerte Ergebnisse präsentieren konnte.

So wie jetzt.

»Es ist mir eine große Freude gewesen, diesen Stein zu analysieren«, erklärte er und legte ihn zwischen uns auf den Tisch. »Zuvor muß ich Ihnen sagen, daß Sie bezüglich des Alters recht hatten. Der Stein ist ungefähr neunhundert Jahre alt.«

Er schaute uns so auffordernd an, als würde er Beifall erwarten, sah aber nur unser Nicken.

Also sprach er weiter. »Wir haben folgendes gemacht. Zunächst die Untersuchungen, die in den Bereich der Werkstoffprüfung passen. Beide Seiten wurden von uns genau…«

Ich kannte ihn und unterbrach ihn auch. »Bitte, Dr. Wilson, keine langen Abhandlungen, die verstehen wir sowieso nicht. Kommen Sie am besten gleich zur Sache.«

»Ja, ich vergaß, Sie interessieren sich ja nicht sehr dafür. Das sollten Sie aber mal in einer stillen Stunde.«

»Klar«, erwiderte Suko. »Die Stunde muß nur eben still genug sein, und das ist schwer.«

»Also. Dieses Siegel, wie Sie es genannt haben, Mr. Sinclair, besteht aus Stein, der im Laufe der Zeit eine Patina bekommen hat. Sie hat sich vor allen Dingen auf der Rückseite gebildet. Dort konnten wir sie auch entfernen und entdeckten keine Zeichen mehr, sondern einen lateinischen Spruch. Ich zitiere.« Jetzt schlug er sein Buch auf und las ihn vor. »Terribiüs est locus iste.«

»Aha«, sagte Suko.

Ich hatte mal Latein in der Schule gelernt und dachte über die Übersetzung nach.

Sie wurde mir ebenfalls mitgeliefert. »Dieser Ort ist schrecklich!« dozierte der Chemiker.

»So heißt der Spruch?« fragte Suko.

»Ja.«

Mein Freund blickte mich an. »Hast du ihn schon einmal gehört, John? Ist er dir irgendwo schon über den Weg gelaufen?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Mir auch nicht.«

»Und Ihnen, Doktor?« fragte ich.

Wilson schabte über seine Wange. »Nein, eigentlich nicht. Ich kenne zahlreiche Sprüche oder Warnungen wie diese hier, aber meiner Ansicht nach kann mit diesem Spruch nicht das Siegel gemeint sein.« Er sah uns fragend an. »Oder?«

»Der Ansicht sind wir auch«, erwiderte Suko für mich gleich mit. »Aber was ist es dann?«

Ich hob die Schultern. »Eine Warnung.«

»Wovor?«

Mein Grinsen fiel spärlich aus. »Wenn wir jetzt 1886 hätten, würde ich sagen, wir blättern mal alles durch, was irgendwie mit den Templern in Zusammenhang steht. Heute haben wir es besser. Wir nehmen den Computer, geben den Satz ein und lassen feststellen, wo es Verbindungen gibt. Wir spielen mal alle Möglichkeiten durch.«

»Die Idee ist gut«, erklärte Dr. Wilson. »Dazu brauchen Sie mich ja nicht mehr.«

»Nein, Doktor.«

Er verabschiedete sich. Ich steckte das Siegel ein und setzte mich nicht erst wieder hin.

Glenda betrat unser Büro. »Habt ihr einen Erfolg verzeichnen können?« fragte sie.

»Vielleicht einen halben.«

»Wie das?«

»Auf der Rückseite des Siegels fanden die Wissenschaftler einen Spruch oder eine Warnung. Dieser Ort ist schrecklich, steht dort. Kannst du damit etwas anfangen?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Uns ergeht es ebenso.«

»Und was wollt ihr tun?«

»Den Computer anspitzen.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke.«

»Soll ich euch schon Essen aus der Kantine kommen lassen? Das dauert bestimmt länger.«

»Nein, laß mal, wir hungern lieber«, erklärte Suko und schob sich nach mir an Glenda vorbei.

Unser Weg führte uns in die Unterwelt. Dort lagen die Labors, die wissenschaftlichen Abteilungen und auch die Untersuchungsgefängnisse.

Aber dort wollten wir nicht hin.

»Meinst du, daß es eine heiße Spur ist?« fragte Suko mich.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Und wohin führt sie?«

»Zu einem Ort, der schrecklich ist.«

»Davon gibt es viele.«

»Ja, zu viele.«

Die Kollegen in den klimatisierten Computer-Räumen hätten sich am liebsten versteckt, als sie uns sahen. Einige verzogen sich sogar, andere taten noch beschäftigter, aber wir schnappten uns den Schichtleiter.

»Keine Zeit!« rief dieser, blieb aber stehen und hörte sich unser Problem an, wobei er einige Male an seiner dunklen Hornbrille rückte.

»Was verlangen Sie denn?« fragte er.

»Nicht viel. Sie sollen nur vergleichen. Lassen Sie Ihren Computer all das ausspucken, was in einem unmittelbaren Zusammenhang mit diesem einen Spruch steht.«

»Das ist viel verlangt.«

»Sie sind ja auch gut.«

Er grinste. »Schmeichler.«

»Wir warten solange.«

Jetzt schluckte der Kollege. »Also wieder supereilig.«

»Ja.«

»Ich muß andere Arbeiten liegenlassen.«

»Geht es dabei um Menschenleben?« fragte Suko.

»Kann sein. So genau bin ich da nicht eingeweiht.«

»Ja, es kann sein, muß aber nicht.« Suko lächelte den Kollegen breit an.

»Okay, weil Sie es sind.« Er winkte ab. »Sie sind ja doch nicht mit normalen Maßstäben zu messen.«

»Eben.«

Der Mann zog sich in sein Refugium zurück, und wir nahmen wie zwei arme Sünder auf einer Wartebank Platz.

***

Einige Bewohner von Alet-les-Bains waren der Meinung gewesen, daß die Zeit an ihrem Ort irgendwie vorbeigegangen war. Natürlich hatten auch sie in den letzten Jahrzehnten etwas von der fortschreitenden Technik mitbekommen. Da waren Wasserleitungen gelegt worden, es hatte die Anschlüsse an das offizielle Stromnetz gegeben, aber das eigentliche Leben verlief immer in den geregelten Bahnen. So wie auch die Jahreszeiten kamen und gingen.

Die Winter waren kalt und schneereich, die Sommer heiß. Man lebte, Kinder wurden geboren, die Alten starben und verschwanden auf dem kleinen Bergfriedhof in den kühlen Gräbern.

So verlief das Leben also in den geregelten Bahnen.

Bis zum Frühjahr des Jahres 1986. Da veränderte sich plötzlich einiges in Alet-les-Bains.

Es war erst kaum zu spüren, als die beiden Fremden eintrafen und sich in einem der drei Gasthäuser einquartierten. Doch sie blieben nicht die einzigen. Andere kamen ebenfalls. Sie trafen ein, stellten ihre Wagen ab und bezogen Quartiere.

Es blieben zwölf.

Die Bewohner des Ortes kümmerten sich offiziell nicht um sie, getuschelt wurde trotzdem. Einige, durch viele TV-Serien gewarnt, hielten sie für Terroristen. Andere sprachen von Soldaten, wieder andere lachten darüber nur und meinten, daß die zwölf Männer eher

wie Bergsteiger wirkten.
Wie dem auch war, der Wahrheit kam keiner näher.
Unter den Bewohnern gab es auch einen Mann, der sich ebenfalls seine Gedanken machte und daran dachte, daß auch er auf eine ähnliche Art und Weise nach Alet-les-Bains gekommen war. Damals, vor fünfzig Jahren. Pierre Virni war tatsächlich heimisch geworden. Er hatte eine Frau gefunden, geheiratet, war Vater geworden und das geblieben, was ihm die längst verstorbene Madame vorgeschlagen hatte.
Nämlich Gastwirt.
Sie hatte ihm das Lokal hinterlassen. Er hatte es aus- und umgebaut.
Mehrere Fremdenzimmer standen zur Verfügung, und Virnis Sohn Marcel hatte Spaß am Kochen gefunden. Deshalb war er auch auf der Wanderschaft gewesen, hatte im Ausland gearbeitet und dort seine Erfahrungen gesammelt.
Bei seinem Vater allerdings stieß er mit dem Vorschlag, das Gasthaus zu einem Feinschmecker-Tempel zu machen, auf Granit.
»Nicht, solange ich lebe.«
»Dann ziehe ich mich aus diesem Ort zurück!«
»Bitte.«
Monatelang schon ging es hin und her. Zu einer Einigung waren beide noch nicht gelangt.
Zudem gehörte Pierre Virni zu den verschlossenen Menschen. Der so weit zurückliegende Vorfall hatte ihn auch in den späteren Jahren geprägt. Es waren Gerüchte entstanden, aber niemand traute sich, Pierre danach zu fragen.
So war er trotz allem ein Einsiedler geblieben.
Selbst seine Frau kam mit ihm oft genug nicht zurecht. Sie hatte es sich angewöhnt, viel auf Reisen zu sein, und auch in diesem Frühjahr war sie wieder unterwegs.
Eine Kreuzfahrt führte sie ins Mittelmeer. Pierre hatte nichts dagegen. Er kam mit seinem Sohn Marcel und seiner Tochter Colette auch allein zurecht.
Sein Gasthaus war zweimal umgebaut worden und entsprach nun dem allgemeinen modernen Standard. Die oben liegenden Zimmer hatten sogar kleine Duschkabinen, nur die Toiletten lagen noch auf dem Flur.
Zwölf Fremde waren gekommen. Auch Pierre Virni hatte dies sehr genau registriert, aber nie nachgefragt, wie andere, die sich an ihn wandten und etwas wissen wollten.
Er hatte nur immer die Schultern gehoben.
In den vergangenen fünfzig Jahren waren im Dorf zahlreiche neue Häuser entstanden, zum Teil in die Berge hineingebaut. Es gab wohlhabende Städter, die hier ihren Urlaub verbrachten, an der nicht

allzu weit entfernt liegenden Küste badeten und in den Bergen wohnten.

Im Sommer »überfielen« diese Touristen auch Alet-les-Bains und ließen den Bär los.

Dann floß der Wein in Strömen, und so manche Nacht wurde zum Tag gemacht. Der April war ruhiger. Wären die zwölf Männer nicht gewesen, hätten die Bewohner unter sich sein können, aber die Besucher brachten eine gewisse Unruhe mit sich, obwohl sie selbst kaum etwas taten, um diese Unruhe zu schüren.

Nur an diesem Morgen war in aller Frühe ein größerer Wagen eingetroffen, der eine geheimnisvolle Fracht gebracht hatte, von der niemand wußte, um was es sich dabei handelte.

Natürlich gab es Gerüchte, aber die Adressaten der Fracht verloren kein Wort darüber.

Pierre Virni sah sich selbst als einen guten Beobachter an. Ihm entging nur wenig, und so hatte er auch festgestellt, daß der Anführer dieser zwölf Männer bei ihm wohnte. Sie hatten wenig miteinander gesprochen, dieser Mann gehörte ebenfalls zu den Schweigsamen, aber strömte irgendwie eine gewisse Autorität aus, und auch die anderen behandelten ihn mit einem gewissen Respekt.

Es gab Zeiten am Tag, wo im Gasthaus nichts los war. Der frühe Mittag gehörte dazu. Erst Stunden später kamen die durstigen Gäste, um den Landwein zu trinken.

In den Mittagsstunden jedoch konnte Virni sich den Aufgaben zuwenden, die leider auch erledigt werden mußten.

Auch an diesem Aprilmittag saß er in seiner Gaststätte und sah die Rechnungen des Weinhändlers durch. Er hatte die Fässer vor zwei Tagen gebracht und bereits jetzt die Rechnung geschickt, was Pierre Virni überhaupt nicht gefiel.

»Zwei Wochen Zahlungsfrist lasse ich mir immer«, sagte er. Für ihn war die Sache damit erledigt. Er legte die Papiere aufeinander, um sie in einem Hefter verschwinden zu lassen, als er hinter sich Schritte hörte. Die Person hatte den Gastraum nicht durch den normalen Eingang betreten, sie war aus dem Flur gekommen, der zu den Gästezimmern führte.

Virni drehte sich um.

Nahe der Theke stand die Person, die er als Anführer der zwölf Männer ansah. Wie immer trug er dunkle Kleidung, so daß er fast so aussah wie ein Landpfarrer.

»Guten Tag, Monsieur Virni.«

»Bonjour, Monsieur Bloch. Wir haben uns ja heute noch nicht gesehen. Ein schöner Tag, nicht wahr?«

»Ja.« Bloch schaute auf den kräftigen Wirt, der ein gemustertes Hemd trug, dessen Ärmel hochgekrempelt waren. Das dunkle Haar war

längst ergraut und an einigen Stellen schon licht geworden. Dennoch machte der Mann, der sicherlich die 70 erreicht hatte, noch einen agilen Eindruck. Die Haut war braun, ein Beweis, daß sich Pierre Virni viel im Freien aufhielt.

»Haben Sie etwas auf dem Herzen, Monsieur Bloch?« fragte er.

»Ja.«

»Dann würde ich Ihnen gern helfen.« Virni wollte aufstehen, sah aber, daß sein Gast abwinkte.

»Bitte, bleiben Sie sitzen. Wenn Sie gestatten, möchte ich mich sehr gern zu Ihnen setzen.«

»Ich habe nichts dagegen. Warten Sie, ich hole uns einen Krug Wein und räume nur den Tisch leer.« Virni nahm die Unterlagen mit hinter die Theke und verstaute sie dort in einer Schublade.

Er zapfte den Wein aus einem großen Faß. Mit dem Krug und zwei Gläsern kam er zurück.

»Es ist ein Rose, wie er hier gern getrunken wird. Kühl und herrlich erfrischend. Man muß ihn aus diesen Tonbechern genießen.« Er schenkte ein.

Bloch nahm sein Glas entgegen. Die beiden Männer stießen an und tranken. Gemeinsam setzten sie die Gläser auch wieder ab. Sie wollten miteinander reden, doch keiner von beiden wußte so recht, wie er beginnen sollte. Zwischen ihnen hatte sich ein Spannungsfeld aufgebaut.

Virni zündete sich eine Schwarze an. Er schaute durch den Rauch, der die Gesichtszüge seines Gegenübers zerfließen ließ. Wie alt Monsieur Bloch war, ließ sich schlecht schätzen, jedenfalls jünger als der Wirt, obwohl das Haar des Gastes auch schon grau geworden war. Sein Gesicht zeigte einen asketischen Ausdruck. Er hatte sehr helle Augen, die aber auch dunkel schimmern konnten.

Diesen Mann umgab eine geheimnisvolle Aura. Virni spürte einen innerlichen Widerwillen, auf der anderen Seite aber fühlte er sich zu dieser Person hingezogen.

So etwas war ihm noch nie passiert. Zudem hatte er das Gefühl, als besäße der andere eine Schublade mit Wissen, die er nur allmählich und Stück für Stück öffnete.

»Der Wein ist ausgezeichnet!« lobte Bloch, als er seinen Krug abstellte.

»Ja, ich habe da einen Händler entdeckt, der nur für mich anbaut.«

»So etwas muß man heute haben.«

»Klar, aber deswegen wollten Sie doch sicherlich nicht mit mir sprechen, Monsieur.« Pierre Virni beugte sich vor.

»Sie haben recht. Es gibt einen anderen Grund.« Der Gast redete sehr bedächtig und drehte das noch halbvolle Glas zwischen seinen Händen.

»Sie werden sich bestimmt über unsere kleine Invasion gewundert haben. Daß zwölf Menschen, die als Gruppe zusammengehören, hier in Alet-les-Bains Urlaub machen, kommt sicherlich nicht alle Tage vor.«

Virni nickte. »Da haben Sie recht.«

»Unser Besuch hat einen tieferen Grund.«

»Habe ich mir gedacht.«

»Bevor ich auf ihn zu sprechen komme, möchte ich mich erst einmal vorstellen.«

»Ihren Namen kenne ich.«

»Aber nicht meinen Beruf. Ich bin Abbé Bloch.«

Virni holte durch die Nase Luft. Er war nicht einmal so überrascht. Manchen Menschen sieht man ihren Beruf an, und Bloch gehörte irgendwie zu dieser Gruppe. »Sie sind also Priester?«

Bloch lächelte. »So etwas Ähnliches. Man kann auch Mönch oder Pfarrer sagen.«

»Ja, natürlich, aber bitte, Sie wollten etwas sagen.« Der Gastwirt wies über den Tisch.

»Ich fühle mich zwar als Abbé, stehe aber keiner Kirche vor, sondern sehe meine Aufgabe in anderen Dingen. Meine Freunde und ich forschen, sind viel unterwegs, um Geheimnisse zu ergründen, deren Ursprünge in der Vergangenheit liegen.«

Schauer rieselten über den Rücken des Wirts. Seine Gedanken irrten fünfzig Jahre zurück. Er wußte sehr genau, daß die Gegend um Alet-les-Bains zahlreiche Geheimnisse barg, die nicht allein mit der Kathedrale der Angst beendet waren. Sollte ihn diese Vergangenheit in dieser Stunde wieder einholen?

Er beschloß, vorsichtig zu sein und sagte: »Ich kann Ihnen nicht so recht folgen, Abbé«

»Möglich, doch Sie sollten es eigentlich. Aber ich möchte Sie nicht länger auf die Folter spannen. Es gibt da noch eine Tatsache, die ich Ihnen nicht verschweigen möchte.«

»Welche?«

Der Abbé griff zu seinem Krug und leerte ihn. Mit der Zungenspitze holte er noch einige Tropfen von seinen Lippen, bevor er sagte:

»Sie werden es vielleicht abstreiten, aber ich sage es Ihnen jetzt, und Sie sollten sich die Antwort trotzdem sehr genau überlegen. Dieses Gespräch geht nur uns beide etwas an. Terribilis est locus iste - dieser Ort ist schrecklich!«

Pierre Virni hatte die leise gesprochenen Worte sehr genau verstanden und starrte den Abbé an wie einen Geist. Plötzlich wußte er, daß man der Vergangenheit oder seinem Schicksal nicht davonlaufen konnte…

***

Die Computertypen sind zwar immer stolz, wenn sie von der Schnelligkeit ihrer Arbeit berichten, aber es gibt auch Situationen, wo selbst die so fleißigen Maschinen streiken oder so langsam sind, daß sehr viel Zeit verlorengeht.

Bei uns war es der Fall. Da uns die Sitzbank inzwischen zu hart geworden war, hatten wir uns in die Kantine verzogen, um dort auf den Anruf zu warten.

Um die Mittagszeit war es ziemlich voll. Das süßsauere Rindfleisch wollte ich nicht essen. Ich überließ Suko die Schuhsohle und schob mir statt dessen zwei heiße Würstchen rein, die auch nicht besonders schmeckten, genau wie die braune Brühe, die man hier als Kaffee verkaufte.

Suko säbelte an seinem Fleisch.

»Sei froh«, sagte ich, »daß es hier kein Plastikgeschirr gibt. Das wäre schon längst zerbrochen.«

»Der Yard ist ja zivilisiert, wie ich hörte.«

»Tatsächlich?«

»Man sagt es.«

Ich lehnte mich zurück und sah mal kurz in die Runde. Es geschah selten genug, daß wir der Kantine einen Besuch abstatteten. Interessant war es trotzdem, denn um diese Zeit bekam der seltene Gast immerhin einen Eindruck von den Kollegen, die ebenfalls in dem hohen Gebäude beschäftigt waren.

Vor allen Dingen sah ich die Kolleginnen mal. Da hatte sich ja etwas getan. Die Girls schienen den Frühling locken zu wollen, was ihre Kleidung anging. Luftig bis lässig waren sie angezogen. Grün und Gelb herrschten vor. Viele hatten sich ihre Pullover locker über die Schultern geschlungen, und unter den bunten Blusen wippten neckisch ihre Delikatessen.

Suko hatte mich beobachtet. »Spürst du schon den Frühling, alter Knabe?«

»Von wegen alter Knabe.«

»Ein Twen bist du nicht mehr.«

»Aber bald kommt der zweite Frühling.«

»Dann sag mir Bescheid.«

»Warum?«

»Damit ich verschwinde.«

»Auf dich kann ich in meinem zweiten Frühling allerdings verzichten.«

Wir hatten einen Zweiertisch. Rechts neben uns saßen sechs junge Frauen und aßen kalorienarmes Grünzeug, auch Salat genannt.

Ungefähr ein Drittel des Fleisches ließ Suko stehen. Er trank sein Glas leer und stand auf.

Auch ich erhob mich, zwinkerte den Girls am Nebentisch ein Auge zu

und verließ zusammen mit Suko die Kantine.

Wir hatten Glück. Als wir eintrafen, lagen die Ergebnisse gerade vor.

Man hatte uns auch anrufen wollen, doch der Chef legte den Hörer wieder auf, während wir die Bürotür öffneten. »Ach, da sind Sie ja.«

»Sogar in Lebensgröße«, sagte ich. »Und?«

»Viel, viel Ärger.«

»Wieso?«

»Papierkram. Sie können sich das Zeug mit in Ihr Büro nehmen. Es gibt einiges über diesen Spruch.«

»Dann lassen Sie mal sehen.«

»Nicht hier, Sie müssen in den Arbeitsraum.«

Dort hatte man den Auswurf des Computers in einen Ablagekorb gelegt.

Ich zählte die Blätter schnell durch und kam auf die Zahl achtzehn. »Das geht ja noch.«

»Denken Sie daran, Sinclair, es ist eng bedruckt.«

»Wir werden es schon packen. Jedenfalls vielen Dank.«

»Bis zum nächsten Mal. Aber laßt euch Zeit.«

»Wir werden uns bemühen.« Im Fahrstuhl teilte ich die Arbeit in zwei Hälften auf. Ich gab Suko einen Stapel.

»Hättest du damit gerechnet?« fragte der Inspektor. »Kaum.«

»Es scheint wohl mehr über die Templer zu geben, als wir bisher angenommen haben.«

»Falls die Infos mit den Templern in einem Zusammenhang stehen.« Ich war da skeptischer.

Glenda lachte, als sie uns mit den Papieren sah. »Da habt ihr ja zugeschlagen.«

»Kann man wohl sagen. Machst du uns Kaffee?«

»Und für mich Tee, bitte.«

»Ja, gern.«

Zehn Minuten später saßen wir an der Arbeit. Der Computer hatte alte Sprüche ausgedruckt, die irgendwann mal jemand abgegeben hatte.

Warnungen irgendwelcher Killer, die verurteilt worden waren. Es wurde über ein altes Schiff geschrieben, das in Florida lag und besichtigt werden konnte. Es ging so weiter mit den für mich unwichtigen Informationen.

Auch Suko legte Blatt für Blatt zur Seite, bis er plötzlich beim drittletzten einen Pfiff ausstieß.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Moment noch.« Suko las nach, bevor er mir das Blatt reichte. »Lies selbst.«

Die Information stammte aus dem Archiv der Pariser Sorbonne, Abteilung Völkerkunde und Archäologie sowie Mythenforschung. Das

Alter der Information war mit exakt fünfzig Jahren angegeben.

DIESER ORT IST GEFÄHRLICH Das las ich in der nachfolgenden Notiz.

Die Spur führte in den Süden Frankreichs, in die Gegend südöstlich von Toulouse. Und der gefährliche Ort sollte eine Kathedrale sein in der Nähe von Alet-les-Bains. Ich hatte den Namen der Stadt noch nie gehört, auch Suko nicht, der mich bat, weiterzulesen.

Die Information stammte von einem Mann, der, falls er noch lebte, alt sein mußte.

Pierre Virni.

Er hatte vor fünfzig Jahren einen Brief an seinen Professor geschrieben und dem Mann kurz mitgeteilt, daß er die Kathedrale der Angst gefunden hatte, aber nicht mehr nach Paris zurückkehren würde. Über die Gründe war nichts bekannt.

Suko schaute mich an. »Ist das die Spur?«

Ich ließ das Blatt sinken. »Es kommt mir so vor.«

»Hast du Gründe?«

»Erstens mein Gefühl, zweitens Südfrankreich. Hector de Valois war Franzose. Es verdichtet sich immer mehr, die Spuren führen in diese Richtung. Dort müssen die Templer gelebt und ihre Zeichen hinterlassen haben.«

»Dann fahren wir hin.«

Ich zog die Stirn kraus. »Wir?«

Suko lachte gallig. »Das hört sich an, als wolltest du wieder einmal allein los.«

»Das hatte ich auch vor.«

»Kannst du mir den Grund nennen?«

Ich nickte. »Jane Collins. Einer von uns muß in London bleiben, falls es eine Spur von ihr gibt.«

»Aber, John, das ist doch Unsinn. Wir können Bill Conolly Bescheid sagen, Sir James weiß ebenfalls…«

»Du sitzt aber an der Quelle. Im Gegensatz zu Bill. Von hier aus kannst du einiges in Bewegung setzen, da dir ein gewaltiger Apparat zur Verfügung steht.«

»Ich weiß nicht, John.« Suko stand heftig auf. »Manchmal habe ich das Gefühl, als hättest du etwas gegen mich. Dir scheint die Sache mit Jane Collins und deinen zwei Leben in den Kopf gestiegen zu sein. Tut mir leid, so sehe ich es leider.«

Ich schaute dem Temperamentsausbruch meines Freundes kopfschüttelnd zu. So hatte ich ihn noch nie erlebt, wenigstens nicht mir gegenüber. »Was ist denn los mit dir?«

Er drehte sich um und sah mich starr an. »Was los ist, kann ich dir sagen. Ich habe das Gefühl, immer mehr in den Hintergrund gedrängt zu werden. In der letzten Zeit hast du einige Fälle allein

durchgezogen, das gefällt mir nicht.«

»Stimmt, das habe ich. Es lag aber eine Notwendigkeit vor.«

»Jetzt auch?«

»Jetzt erst recht.«

Suko beugte sich vor und stemmte seine Hände auf die Schreibtischplatte. »John, ich will dir ja nicht reinreden, und ich will dich auch nicht wegen Jane Collins kritisieren, aber manchmal habe ich das Gefühl, daß du etwas übertreibst. Jane gehört zwar zu uns, aber nicht mehr so wie früher. Du darfst nicht vergessen, was sie einmal gewesen ist und was sie getan hat. Sie ist freiwillig nach London zurückgekehrt, weil sie in Frisco nicht mehr bleiben wollte. Das kann ich verstehen, London ist ihre Heimat, aber sie hat uns doch erklärt, daß wir nicht auf sie achtgeben sollen. Oder etwa nicht?«

»Doch.«

»Dann verstehe ich deine übermäßige Reaktion nicht. Jane Collins ist für sich selbst verantwortlich. Sie sucht ihren Weg, sie…«

»Man hat sie entführt.«

»Ja, ich weiß.« Suko schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch.

»Damit hat sie rechnen müssen.«

»Was nicht heißt, daß wir die Hände damit in den Schoß legen sollen.«

»Tun wir das denn?«

»Nein, wir kommen ja nicht an diesen verdammten van Akkeren heran. Nur möchte ich mir keine Vorwürfe machen, sollte uns doch ein kleiner Erfolg beschieden sein.«

»Falls Jane noch lebt, wie auch immer, wird sie doch zu uns zurückkehren«, sagte der Inspektor. »Wir können nur warten. Aber ich will während der Warterei nicht inaktiv sein.«

»Moment, Suko, ich wäre ja auch hiergeblieben. Aber das Siegel der Templer und seine geheimnisvolle Herkunft geht ja mich persönlich etwas an. Es wurde ja praktisch bestätigt, daß ich einmal Richard Löwenherz gewesen bin.«

»Dagegen sage ich auch nichts. Ich finde nur die Art nicht gut, wie du dich anstellst.«

»Hast du Angst um mich?«

»Auch.«

»Das ist nicht nötig. Ich kann auch Bill Conolly mitnehmen, aber tu mir diesen Gefallen und bleibe hier. Suko, ich kann es dir nicht erklären, aber ich habe einfach das Gefühl, daß jemand hier in London bleiben muß, während ich nach Südfrankreich fahre.«

»Was sagt dir dein Gefühl noch?«

»Daß etwas passieren wird!«

»Hast du konkrete Vorstellungen?«

»Leider nicht.«
»Dann ist das eine schwache Theorie.«
»Weiß ich selbst. Andererseits haben wir beide eine Menge auf unser feeling gegeben. Ich verstehe, daß du sauer bist, aber gib mir einmal noch die Chance.«
Suko ging ans Fenster. Ich wußte ja, daß ich ihm unrecht tat, aber dieses nicht erklärbare Gefühl in meinem Innern war tatsächlich vorhanden. Hoffentlich ließ sich Suko davon überzeugen.
Er starrte durch die Scheibe. In ihm mußte es arbeiten. Hart hörte ich ihn atmen, als er sich umdrehte, den Arm ausstreckte, und mit dem Zeigefinger auf mich zeigte. »Abgemacht, John, ich gebe noch einmal um des lieben Friedens willen nach und bleibe hier. Aber in Zukunft komm mir bitte nicht mehr auf diese kalte Tour.«
»Das verspreche ich. Ich würde mich auch freuen, wenn ich unrecht hätte und du mich zur Schnecke machen kannst, aber meiner Ansicht nach wird sich bald etwas tun, das unmittelbar mit Jane Collins zusammenhängt.«
Suko nahm wieder Platz. Er lächelte sogar. »Du kannst dich freuen, daß ich ein so gutmütiger Trottel bin, Alter. Ich werde also hier in London die Stellung halten. Hast du sonst noch irgendwelche Anhaltspunkte, die du mir geben kannst?«
»Keine.«
»Dann wünsche ich dir eine gute Reise.«
Glenda kam. Sie blieb kopfschüttelnd auf der Türschwelle stehen. »Was war denn hier los?« fragte sie.
Ich winkte ab. »Nur eine kleine Meinungsverschiedenheit.«
»Die hat sich aber verflixt laut angehört.«
»Tja, meine Liebe. So ist das nun mal unter Freunden und Kollegen.«
»Man kann auch etwas anderes sagen.«
»Und was?« fragte Suko.
»Pack schlägt sich - Pack verträgt sich.«
»Und du schäm dich«, fügte ich hinzu.

***

Mit seiner letzten Bemerkung hatte Abbé Bloch genau ins Schwarze getroffen. Er sah es seinem Gegenüber an, der wie erstarrt auf dem Stuhl hockte, bleich geworden war und ins Leere schaute.
Der Abbé schenkte ihm Wein nach. »Sie sollten jetzt einen Schluck trinken, Monsieur, das reinigt die Kehle.«
Virni schüttelte den Kopf. »Wer sind Sie wirklich?«
»Ich habe Sie nicht angelogen. Ich bin tatsächlich Abbé Bloch.«
Virnis Blick saugte sich am Gesicht des anderen fest, als wollte er genau prüfen, ob der andere ihn reinlegte. »Sie wissen mehr, als Sie zugegeben haben.«

»Vielleicht.«
»Dann raus mit der Sprache.« Pierres Gesicht war verzerrt. Er hatte die Rechte zur Faust geballt, saß plötzlich wie auf dem Sprung, als wollte er dem Abbé an die Kehle fahren.
»Bitte, beruhigen Sie sich«, sagte Bloch. »Wir wollen vernünftig miteinander reden.«
»Das verlange ich auch.« Der Abbé breitete die Arme aus. »Gehen wir einmal davon aus, daß nicht ich die tragende Säule bin, sondern Sie.«
»Wie käme ich dazu?«
»Können Sie sich vorstellen, daß ich Ihretwegen in Alet-les-Bains bin, Monsieur Virni?«
»Nein.«
»Es stimmt aber. Und Sie haben gerade gelogen, als Sie mit einem Nein antworteten. Sie wissen sehr wohl, daß ich einen Grund gehabt haben könnte. Nur liegt dieser Grund, von dem ich spreche, fünfzig Jahre zurück. Klar?«
»Das ist eine lange Zeit.« Der Abbé nickte. »Da kann ich nicht widersprechen. Man kann vieles vergessen. Die meisten Menschen wollen auch an gewisse Dinge nicht mehr erinnert werden, aber wer so etwas Entscheidendes erlebte wie Sie, Monsieur, der wird dieses Erlebnis bis zu seinem Tod nicht vergessen, das können Sie mir glauben.«
»Von welch einem Erlebnis sprechen Sie überhaupt?« fragte der Gastwirt leise.
»Ich gebe Ihnen ein zweites Stichwort. Kathedrale der Angst!«
Die Faust des Wirtes blieb geschlossen. Auf der Stirn bildete sich ein leichter Schweißfilm. Es arbeitete in dem Mann. Vermutungen, Gedanken bildeten einen Wirbel und überschatteten das klare, logische Denken.
»Nun?« fragte der Abbé.
Virni erhob sich. Er streckte seinen rechten Arm aus und wies zur Tür. »Gehen Sie«, sagte er flüsternd.
»Dort ist die Tür. Sie sollen verschwinden. Und nehmen Sie Ihre Männer mit. Die haben hier nichts mehr zu suchen. Klar?«
Bloch rührte sich nicht. »Ich habe verstanden, Monsieur, aber ich werde nicht verschwinden.«
»Dann werfe ich Sie hinaus.« Das Lächeln des Abbés war als milde zu bezeichnen, es regte den anderen Mann jedoch auf. »Verspotten kann ich mich alleine. Ich gebe Ihnen nicht mehr viel Zeit.«
»Sie machen einen Fehler.«
»Und Sie auch, wenn Sie hier sitzenbleiben. Ich bin zweiundsiebzig Jahre alt geworden, aber ich stemme heute noch Weinfässer, und Sie, Abbé, schaffe ich auch.«
»Wovor haben Sie Angst?«

»Ich habe keine Angst.«

»Doch, das ist zu spüren. In Ihnen lauert seit fünfzig Jahren eine fürchterliche Angst. Sie müssen unter einem gewaltigen Druck leben, der nicht gut ist.«

»Und das wollen Sie wissen?«

»Ja.«

»Woher denn?«

»Monsieur Virni, ich bin nicht unvorbereitet zu Ihnen gekommen, glauben Sie mir. Meine Freunde und ich verfolgen einen bestimmten Plan, der sehr positiv ist. Wenn Sie sich mir öffnen oder sich mir anvertrauen, kann ich Ihnen mehr darüber sagen, und Sie werden mich gut verstehen. Zeigen Sie sich allerdings verstockt, kann ich Ihnen nicht viel helfen, das wissen Sie bestimmt.«

»Gehen Sie!«

»Nein!«

Bisher hatte sich der Wirt zurückgehalten. Bei so viel Verstocktheit jedoch konnte er nicht mehr anders. Da brach sich sein Temperament freie Bahn.

Er wuchtete sich auf den Abbé zu, packte ihn an den beiden Kragenenden und zog ihn hoch. Er wollte ihn umdrehen und zur Tür schleudern, aber der Abbé schaute ihn nur an.

Sein Blick traf den des Wirts.

Und plötzlich spürte Virni, daß in seinem Innern etwas erschlaffte. Er sah nur die Augen des Abbés und spürte dabei, wie sein Widerstand zusammenbrach.

Dieser Gast war etwas Besonderes. Er konnte über andere Menschen bestimmen und ihnen seinen Willen aufzwingen.

So geschah es auch bei Pierre Virni. Er wollte es eigentlich nicht, aber seine Hände lösten sich vom Revers der DIE schmalen Jacke. Hilflos wirkend hob er die Schultern und drehte sich um.

»Aber setzen Sie sich doch wieder«, sagte der Abbé sehr freundlich.

»Wir wollen unser Gespräch fortsetzen.«

Virni holte tief Luft. Er wollte Platz nehmen, als er Schritte hörte und seine Tochter erschien.

»Ist etwas, Vater?«

»Nein, Colette, alles in Ordnung.«

Die junge Frau drehte sich um und verschwand wieder. Ihr Vater rückte den Stuhl zurecht. Den Wein trank er aber noch im Stehen. Zweimal schluckte er.

Abbé Bloch lächelte ihn an. »Manchmal entwickeln sich die Dinge eben nicht so gradlinig.«

»Das kann man wohl sagen. Sie sind mir überlegen, Abbé, das gebe ich zu. Aber ich möchte wissen, woher Sie so viel über mich erfahren haben.«

»In Paris.«

Virnis Augen wurden erst groß, dann verengten sie sich, und er starrte auf die blankgescheuerte Platte des schweren ovalen Holztisches.

»Paris? Wieso? Da war ich seit langer Zeit nicht mehr.«

»Ja, es liegt fünfzig Jahre zurück.«

Der Wirt hob den Blick. »Sie kennen sich sehr gut aus, Abbé.«

»Das muß ich auch«, erwiderte Bloch mit einem leichten Lächeln auf den Lippen. »Ich wußte ja, daß es hier in der Gegend um Alet-les-Bains einige Geheimnisse gibt, denen wir auf den Grund gehen wollten. Also forschte ich im Archiv der Uni nach. Es war nicht sehr ergiebig. Wenn es Unterlagen geben sollte, müssen die woanders liegen. Aber ich fand Ihren Namen, Monsieur, und eine Abschrift oder das Original des Briefes, den Sie an Ihren Professor geschrieben haben, als Sie noch studierten und praktische Erfahrungen sammeln wollten. Ich forschte weiter und stellte zu meiner Überraschung fest, daß Sie hier seit dieser Zeit leben und heimisch geworden sind.«

»Ja, ich wollte nicht mehr zurück.«

Der Abbé nickte. »War es so schlimm?«

»Man hätte mich mit Fragen gelöchert.«

»Auch den anderen, nicht?«

Virni zog die Stirn kraus. »Von wem reden Sie, Abbé?«

»Haben Sie den Namen Ihres Freundes tatsächlich schon vergessen? Gustave Rodin?«

Pierre holte schwer Luft. »Nein, den habe ich nicht vergessen. Wie könnte ich das?«

»Lebt er nicht mehr?«

»Das ist richtig.«

»Wann starb er?«

»Das wissen Sie doch!«

»Nein, Monsieur, sonst hätte ich Sie nicht gefragt. Aber dieser Gustave Rodin könnte eine Schlüsselposition in dem Fall einnehmen. Darum sollten Sie sich erinnern.«

»Ich sah ihn sterben.«

»Hier in der Nähe?«

»Ja, er ging in die Kathedrale der Angst. Er ignorierte die Warnung, ich konnte ihn auch nicht mehr zurückhalten…« Der Wirt hatte den Kopf schräg gelegt. Er blickte gegen die Decke.

Die Erinnerung an das Vergangene wühlte ihn auf. Er öffnete und schloß seine Hände. Schweiß lag auf seinem Gesicht. Seine Stimme glich, als er von den Ereignissen berichtete, manchmal nur einem Krächzen. Auf irgendeine Art und Weise fühlte er sich auch erleichtert, daß er jemand hatte, der ihm zuhörte. Er berichtete alles so dramatisch, wie es sich zugetragen hatte, als wären erst Stunden

vergangen und nicht fünfzig Jahre. So einschneidend war dieses Erlebnis für ihn gewesen.

»Jetzt wissen Sie alles«, sagte er zum Schluß.

»Fast alles!« korrigierte der Abbé.

Virni breitete die Arme aus. »Ich weiß nichts mehr. Tut mir leid, ich habe Ihnen alles erzählt.«

»Sie brauchen das nicht persönlich zu nehmen. Ihre Berichte haben mir Hinweise gegeben, mehr nicht. Aber sie haben mir auch gesagt, daß ich auf der richtigen Spur bin.«

»Suchen Sie die Kathedrale?«

»Ja.«

»Wozu?«

»Das hat verschiedene Gründe. Ich weiß jedenfalls, wer sie erbaut hat.«

Der Abbé blickte auf seine Uhr. »Haben Sie etwas Zeit für mich?«

»Die ganze Zeit schon.«

»So meine ich das nicht. Können Sie das Lokal ohne Aufsicht lassen und mich begleiten?«

»Wohin?«

»Vertrauen Sie mir.«

Pierre Virni überlegte nicht lange. Er stand auf und sagte: »Ich gebe meiner Tochter Bescheid. Sie soll sich um den Laden kümmern. Alles andere spielt keine Rolle.«

»Gut, ich warte.«

Der Wirt verschwand und ließ den Abbé allein. Der Mann war sehr nachdenklich geworden. Er und seine Freunde hatten lange suchen müssen, aber die Spuren waren noch vorhanden. Man mußte sich nur bemühen.

Virni kam zurück. Er hatte sich eine dünne Jacke übergestreift.

»Meinetwegen können wir gehen.«

»Gut.«

Die Männer verließen die Gaststätten und sahen nicht, daß ihnen aus einem der Fenster ein lauerndes Augenpaar nachblickte und ein Mund die Worte flüsterte: »Ich glaube, Gustave, deine Zeit ist jetzt gekommen…«

***

Alet-les-Bains!

Von diesem Kaff hatte ich zuvor noch nie gehört, wunderte mich aber, als ich in den Ort hineinsah, über seine prächtige Hochlage, denn hinter der Küste stieg das Gelände stetig an, so daß die Dörfer und kleinen Städte auf sonnenüberfluteten Plateaus lagen.

Das war im Frühling sehr schön, im Sommer drückte dann die Hitze mörderisch.

Bis Toulouse hatte ich fliegen können. Leider nicht direkt. Umsteigen in Paris, dann weiter bis Toulouse, und dort hatte ich mir nicht nur einen Leihwagen besorgt, sondern auch in London angerufen.

Es war nichts geschehen, wie mir Suko sagte, mit einer Stimme, die wieder normal klang.

»Halte trotzdem die Augen offen, alter Junge.«

»Das werde ich.«

»Okay, bis später.«

Einigermaßen beruhigt hatte ich die Fahrt nach Alet-les-Bains angetreten. Die Straße führte durch das Bergland und durch eine Landschaft voller Gegensätze.

Auf der einen Seite, in Richtung Norden, lag noch der Schnee vom letzten Winter. Die Südhänge jedoch standen bereits in voller Blüte.

Ich durchfuhr einige Dörfer, deren Namen ich vergessen habe.

Je mehr ich mich in Richtung Süden bewegte, um so stärker veränderte sich die Landschaft. Sie wurde felsiger, die sanften Hänge gab es nicht mehr, dafür Plateaus, und wenn ich Wiesen oder Weiden sah, war das Gras oftmals nicht mehr als ein dünner Teppich.

In der Ferne, wegen der klaren Luft gut zu sehen, grüßten die zackigen Eisgrate der Pyrenäen. Ein herrliches Bild. Da verspürte man direkt Urlaubslaune.

Leider war ich wieder dienstlich unterwegs.

Das Land Frankreich schien immer mehr zu einem zentralen Punkt zu werden, was die Templer um Hector de Valois anging.

In diesem Land war auch sein Grab gefunden worden, und ich hatte damals den Menschen gesehen, der in mir wiedergeboren war. Allerdings als silbernes Skelett.

Auch persönlich hatte ich ihm schon gegenübergestanden. Während einer Zeitreise, die mich zu einer geheimnisvollen Frau und Hexe namens Diablita geführt hatte. Zwischen ihr und de Valois hatte es eine Art Haßliebe gegeben. Genauere Verbindungen kannte ich allerdings nicht.

Ich war zudem fest davon überzeugt, daß mich der Komplex der Templer noch weiterhin in Anspruch nehmen würde. Irgendwo gab es auch die Grenze zwischen ihnen und dem geheimnisvollen Druidenreich Aibon, und wenn ich meine Überlegungen weiterführte, waren auch noch die flaming stones darin verwickelt, dieses geheimnisvolle Gebiet irgendwo in England, wo meine Freunde Kara, Myxin und der Eiserne Engel lebten.

Es war sinnlos, näher darüber nachzudenken, sonst konnte man das Gefühl bekommen, alles würde über einem zusammenbrechen. Ich mußte versuchen, das Ganze als Puzzle zu sehen und es Stück für Stück zusammensetzen. Hoffentlich blieb mir noch die Zeit.

An einem Hinweisschild las ich zum erstenmal den Namen Alet-les-

Bains. Trois kilometres. Also drei Kilometer. In den Ort selbst konnte ich nicht hineinschauen. Die Straße wand sich noch um eine vorstehende, breite Bergnase und führte erst dann in das Hochtal hinein, in dessen felsiger Umgebung die kleine Stadt wie ein Spielzeugbau lag.

So klein wirkten die Häuser, wenn man sie mit den gewaltigen Felstürmen und schluchthohen Wänden verglich.

Ich sah auch andere Häuser. Moderne Bauten, die man auf die Felsterrassen gesetzt hatte. So sahen Ferienhäuser aus. Wahrscheinlich gehörten sie wohlhabenden Städtern.

Dann trat ich auf die Bremse, denn aus einer Felsspalte, so schien es mir, war ein Junge gekommen und mitten auf die Straße gelaufen. Dort stand er nun vor dem Auto und grinste mich schief an.

»Das hätte auch ins Auge gehen können«, sagte ich, als die Seitenscheibe unten war.

»Nehmen Sie mich mit, Monsieur?«

»Wohin?«

»Les Bains.«

»Steig ein.«

Der Junge ließ sich neben mir auf den Sitz fallen. Er trug verwaschene Jeans und eine verschossene Jacke. Darunter ein gestreiftes Hemd.

Sein Haar war so schwarz wie das Gefieder eines Raben, und es wuchs weit bis über seine Ohren.

»Wollen Sie da auch wohnen?« fragte er.

»Ja.« Ich ließ den Wagen anrollen.

»Komisch«, meinte er.

»Wieso? Was ist komisch?«

»In den letzten Tagen sind viele Fremde eingetroffen. Keiner weiß, was sie wollen.«

»Kennst du die genaue Zahl?«

»Über zehn jedenfalls.« Ich war froh, den Jungen aufgelesen zu haben, und fuhr jetzt langsamer. Die warme Sonne blendete, ich hatte deshalb die dunkle Brille aufgesetzt. »Weißt du denn nicht, was die Fremden wollen?«

»Keine Ahnung. Sie tun geheimnisvoll.«

»Wie denn?«

»Die haben sich in den Gasthäusern einquartiert. Manchmal sieht man sie auf der Straße. Die sehen immer so aus, als würden sie jeden Moment einschlafen.«

»Kennst du Namen?«

»Nie gehört.« Er drehte mir seinen Kopf zu. »Sie fragen so komisch, Monsieur. Gehören Sie nicht dazu?«

»Nein.«

»Merde, dann habe ich wieder gequatscht. Was wollen Sie denn bei uns in Les Bains?«

»Die Fremden kennenlernen.«

»Das glaube ich nicht.« Ich hob die Schultern und wollte wissen, wo man am besten übernachten konnte.

»Da fahren Sie am besten durch das Dorf. Bei Pierre Virni ist es gut, sagt man.«

»Gut.«

»Ich kann da auch aussteigen.«

»Noch besser.«

Ich hatte bereits das Ortsschild passiert. Alet-les-Bains war ein typisches Gebirgsnest mit engen Straßen und überwiegend grauen Steinhäusern, die schon sehr alt aussahen.

Geschäfte sah ich ebenfalls. Die Schaufenster waren so volldekoriert, wie man es vor zwanzig Jahren schon hatte. Regelrechte Kramläden waren das, wo der Bienenstich neben dem Waschlappen stand und beide wiederum von der Kernseife eingerahmt wurden.

Die Hauptstraße war wenigstens zum Teil gepflastert, trotzdem wirbelten die Reifen meines Wagens noch genug Staub auf.

Rechts und links zweigten die Gassen ab. Sie wanden sich zumeist in Schlangenlinien in die Höhe und verschwanden irgendwo zwischen den Felsen oder endeten vor einem der Ferienhäuser.

Vor manchen Häusern saßen die Bewohner auf ihren Bänken und ließen sich von der Frühlingssonne bescheinen.

Ich fuhr ziemlich langsam, weil ich noch Fragen hatte. »Wo wohnen denn die Fremden genau?«

»Überall verteilt.« Der Junge hüpfte nach rechts. »Sie müssen jetzt in die nächste Straße einbiegen. Sie führt etwas bergauf. Da ist das Gasthaus von Pierre Virni.«

Ich setzte den Blinker. Der Begriff Straße war übertrieben. Eine schmale Gasse öffnete sich, die jedoch nach einer Kurve an Breite zunahm, so daß sich zwei Wagen begegnen konnten, ohne einander zu berühren.

Am Ende der Kurve spielten Kinder, ich fuhr noch langsamer und hatte Zeit, einen Blick auf den schmalen rechten Gehsteig zu werfen, wo ein Mann stand.

»Das ist einer der Fremden«, erklärte mein junger Begleiter. Ich sah genauer hin. Der Mann trug dunkle Kleidung. Seih Bart bewegte sich im Wind. Er hatte einen Hut aufgesetzt und die Krempe vorgeschoben, so daß nicht viel von seinem Gesicht zu erkennen war. Weshalb er seinen Hut gerade in diesem Augenblick zurechtrückte und mehr von seinem Gesicht freigab, wußte ich auch nicht, aber ich hatte das Gefühl, den Mann zu kennen. Irgendwo war er mir schon einmal über den Weg gelaufen.

Aber wo?

»Ich kann hier aussteigen!« Die Stimme des Jungen riß mich aus meinen Gedanken. Er wartete nicht ab, bis der Wagen stand, sondern öffnete die Tür und schwang sich nach draußen. »Merci, Monsieur!« rief er noch und rannte weiter.

Ich sah dem Mann nach. Er verschwand in einer schmalen Einfahrt. Nur sein Rücken war noch zu sehen.

Woher kannte ich ihn?

Meine Gedanken drehten sich. Ich gelangte zu dem Ergebnis, daß ich ihn nur flüchtig gekannt hatte, aber es mußte an einem exponierten Ort gewesen sein, sonst wäre mir sein Gesicht nicht im Gedächtnis haften geblieben.

Das Gasthaus war nicht zu übersehen. Es lag ein wenig zurückgeschoben, so daß ich vor dem Haus meinen Wagen abstellen konnte. Der Renault rollte auf den Parkplatz und blieb neben einem alten Citroen stehen.

Ich war zu einer ziemlich ungünstigen Zeit eingetroffen. Das Dorf schien ausgestorben zu sein. In dieser Region - Spanien war ja nicht weit - hielt man sicherlich Siesta.

Durst verspürte ich auch. Der Besuch in dem Lokal kam mir gerade recht. Die Mauern waren frisch gekalkt worden. Dagegen zeigte die Tür einen braunen Anstrich.

Das sah alles nicht ungepflegt aus. In der ersten Etage blitzten die Scheiben vor Sauberkeit. Blumenkästen standen auf den Fensterbänken. Hinter dem Haus rauschte Wasser. Das mußte ein Bach sein, der aus den Bergen floß.

Die Tür war nicht verschlossen. Sie hatte breite Scharniere aus dunklem Eisen. Ich trat in einen sauberen Raum, der allerdings leer war. Mir fiel die niedrige Decke auf. Quer darunter spannten sich dunkelbraune Balken. Mir gefiel die Einrichtung, auch die Tische, die zwar klobig wirkten, aber paßten.

Ansonsten war das Lokal leer.

Bis an die Theke trat ich heran, wo ein großes Weinfaß neben einer Zapfanlage für Bier stand.

»Hallo!« rief ich.

Schritte näherten sich einer Tür hinter der Theke. Sie wurde aufgezogen, und eine schwarzhaarige Frau trat über die Schwelle. Ich lächelte sie an.

Sie blieb in einer ablehnenden Haltung stehen. Schließlich hatte ich ihr nichts getan.

Ich grüßte mit einem freundlichen »Bonjour, Madame!«

Sie sagte nichts. Ihr Alter lag zwischen 30 und 35. Das Haar war dunkel, ein Teil davon bildete im Nacken einen Knoten, während einige Strähnen rechts und links des Gesichts als Korkenzieherlocken

gedreht nach unten hingen.

Sie hatte ein etwas hartes Gesicht. Schuld daran trug der schmale Mund. Die Haut war sonnenbraun, die Augen dunkel, und in ihnen leuchtete nicht nur das Mißtrauen, auch ein anderer Ausdruck darin störte mich.

Konnte es Haß sein?

»Kann ich hier etwas trinken?« fragte ich freundlich.

Sie legte eine Hand auf die Theke, bevor sie heftig den Kopf schüttelte und die Worte hervorpreßte: »Wir haben geschlossen, Monsieur.«

Ich deutete über die Schulter. »Tut mir leid, die Tür war offen.«

»Gehen Sie!«

Ich hob die Schultern. »Bitte, ein Glas werden Sie mir doch verkaufen können.«

»Verschwinden Sie!«

Die letzten beiden Antworten hatte sie gezischt. Der Haß war deutlich aus ihren Worten hervorzuhören, aber ich konnte mir noch immer keinen Grund vorstellen, weshalb sie so reagierte.

»Was habe ich Ihnen getan, Madame?«

Sie trug einen dünnen schwarzen Pullover und darüber eine selbstgestrickte, offenstehende Jacke. Tief atmete sie durch, bevor sie mir einen Fluch entgegenschrie, auf dem Absatz kehrtmachte und den gleichen Weg zurücklief, den sie gekommen war.

Ich stand da und begriff die Welt nicht mehr. Noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich diese Frau gesehen. Ich hatte ihr auch nichts getan.

Weshalb behandelte sie mich wie einen Aussätzigen?

Da war einiges faul.

Ich beschloß, ihrem Ratschlag nicht zu folgen. Sie sollte mir Rede und Antwort stehen. Den Weg, den sie genommen hatte, ging ich ebenfalls.

Hinter der Tür begann ein schmaler Gang, der zur Rückseite des Gebäudes führte.

Ich erreichte einen Hof, auf dem ich stehenblieb. In einer Ecke pickten drei Hühner Körner vom Boden. Das sah alles sehr harmlos aus, und trotzdem stimmte da etwas nicht.

Der Hof wurde von Ställen eingerahmt. Aus einem, er lag an der linken Seite, vernahm ich ein dumpf klingendes Muhen. Dort waren die Kühe untergebracht. Gegenüber lag ein anderer Stall. Ihn wollte ich zuerst untersuchen. Ich mußte den Kopf am Tor einziehen. Das Gebäude diente als Lagerraum. Zahlreiche Gartengeräte standen an den Wänden, aber auch Kartons und Kisten, in denen Lebensmittel und Wein lagerten.

Zuerst glaubte ich, allein in dem Bau zu sein, bis ich das schwere

Atmen hörte.
Irgendwo hielt sich jemand versteckt.
Ich ging leise vor. Durch Fensterritzen drang helles Tageslicht in schmalen Streifen.
Wo steckte die Person?
Noch war sie nicht zu hören. Zudem teilte sich das Innere des Baus in zwei Hälften, die durch eine Holzwand, über die ich aber hinwegschauen konnte, getrennt waren. Dahinter war der Raum in kleine Nischen aufgeteilt. Wahrscheinlich hatte man dort mal Schweine gehalten.
Licht fiel dort keines hin. Ich mußte schon mit der Resthelligkeit vorlieb nehmen. Die Stimme blieb. Und sie hatte einen rauhen Klang angenommen. Ich sah einen klumpigen Schatten in der Ecke hocken. Um besser sehen zu können, schaltete ich die Lampe ein.
Es war die Frau aus der Gaststätte.
Sie kniete in einer Ecke, drehte mir die Schultern und den Rücken zu, während sie Worte ausstieß, die sich gleichzeitig wie ein Racheschwur und ein Flehen anhörten.
Ein Wort verstand ich.
Und das elektrisierte mich regelrecht, denn es wurde mehrmals wiederholt.
Baphomet!
Ich holte tief Luft. Damit hatte ich so schnell nicht gerechnet, aber ich war auf der richtigen Spur. Diese Frau hatte sie mir gewiesen.
Es schien sie nicht zu stören, daß ich sie auch weiterhin anleuchtete, denn sie tat nichts, um sich vor dem Licht zu verkriechen.
So sprach sie weiter, und ich fand eine halbhohe Schwingtür, durch die ich die Boxen betreten konnte.
»Bleib da!«
Sie schrie mich an, ohne mir ins Gesicht zu sehen, denn sie hatte mich bemerkt.
Schweres Atmen floß über ihre Lippen.
Ich blieb stehen. »Wer sind Sie?« fragte ich.
»Colette Virni!«
Virni! Dieser Name sagte mir einiges.
Hatte nicht ein gewisser Pierre Virni vor fünfzig Jahren in einem Brief von einer Kathedrale der Angst geschrieben? Er war praktisch meine Spur gewesen.
»Und wer ist Pierre Virni?« fragte ich.
»Mein Vater.«
»Lebt er noch?«
»Ja.«
»Dann gehört ihm das Lokal?«
»Stimmt.«

»Weshalb verkriechen Sie sich vor mir, Madame? Was habe ich Ihnen getan?«

»Hau ab!«

»Ich will eine Antwort.«

Ihr Rücken zuckte, als sie nach einer Antwort suchte. »Du… du bist ein Schwein. Du bist gegen uns. Ich spüre es, du hast etwas bei dir, das ich hasse.«

Da konnte sie das Siegel meinen oder das Kreuz. Da ich schwieg, redete sie weiter und wollte, daß ich verschwinde.

In einer Pause stellte ich meine Frage. »Was ist mit Baphomet? Sie haben seinen Namen gerufen.«

»Ich?«

»Ja, Sie! Hören Sie jetzt auf zu lügen.«

Golette schwieg. Aber sie drehte sofort den Kopf zur Seite, als sie vom Lichtstrahl geblendet wurde. »Dabei hätte ich mich gern mit Ihrem Vater unterhalten. Er dürfte nicht mehr der Jüngste sein. Wo kann ich ihn finden?«

»Er ist weggegangen.«

»Kommt er wieder?«

Colette Virni stand auf und wischte ihre schmutzigen Handflächen an der Strickjacke ab. »Er muß kommen, er ist der Wirt.«

»Und Sie helfen ihm?«

»Wie mein Bruder, der kocht.«

»Aha. Was hält Ihr Vater denn von Baphomet? Kennt er ihn? Weiß er, daß seine erwachsene Tochter diesen Dämon anfleht?«

Sie hob die Schultern und ging vor. Ohne sich um mich zu kümmern, schritt sie an mir vorbei. Ich ließ sie einige Schritte weit gehen, folgte ihr erst dann und faßte sie an die Schulter.

»Was ist mit Baphomet?«

»Nichts, gar nichts…«

»Terribilis est locus iste«, flüsterte ich. »Dieser Ort ist schrecklich. Sie kennen den Spruch. Haben ihn bestimmt schon gelesen. Welcher Ort ist schrecklich? Die Kathedrale?«

»Ja…«

»Und ist dort Baphomet?«

»Auch.«

»Sie wissen Bescheid.«

»Vielleicht.«

»Dann sind Sie öfter dort, Colette -oder?«

»Manchmal.«

Ich war dicht hinter ihr stehengeblieben. Sie roch nach Schweiß und Gewürzen. »Gut, wenn Sie ihn kennen, würde ich ihn gern sehen. Führen Sie mich hin.«

Aus ihrem Mund drang ein leises Lachen. »Ich soll Sie hinführen?

Wie käme ich dazu?«
»Weil ich deswegen gekommen bin.«
»Ja, du willst ihn vernichten.«
»Wer sagt das?«
»Ich.« Sie ging wieder vor. »Aber wir lassen uns nicht töten. Wir wissen mehr als andere. Gustave und ich, wir…«
Plötzlich wirbelte sie herum. Bevor ich etwas unternehmen konnte, traf mich der Schlag in den Magen. Sie mußte einen Stein in der rechten Faust gehabt haben, denn der Treffer war verdammt hart. Er trieb mich zurück.
Ich sah in diesen Sekunden schlecht aus. Aber das sieht jeder, der von einem so heimtückischen Angriff überrascht wird. Auch der zweite Hieb erwischte mich. Diesmal am Brustbein. Ich flog bis gegen die Abtrennung der ehemaligen Ställe zurück und hörte wie durch Watte ihre kreischende Stimme. »Baphomet, Gustave und ich beherrschen die Kathedrale der Angst. Wir werden euch fressen…« Die letzten Worte schrie sie besonders laut. Etwas polterte, ich hörte noch ihre Schritte und das dumpfe Schlagen einer Tür.
Dann war es still.
Bis auf mein Atmen. Es wurde von würgenden Geräuschen begleitet, denn die beiden Treffer hatten mich kalt erwischt. So etwas steckte man nicht einfach weg.
Ich gab mir selbst eine Pause. Es war nicht so wichtig, der Frau zu folgen, schließlich wußte ich jetzt, um wen es sich bei dieser Person handelte. Wenn Pierre Virnis Tochter schon so hart reagierte, wie würde sich dann ihr Vater verhalten?
Wenn ich jedoch den Informationen Glauben schenken wollte, stand er wohl Baphomet nicht positiv gegenüber. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, da konnte sich einiges bei ihm verändert haben.
Allmählich ging es mir besser. Allerdings blieb das drückende Würgegefühl. Es würde sich auch noch eine Weile halten, dessen war ich mir sicher.
Wieder im Freien, sah ich noch immer die Hühner im Hof. Sie fühlten sich überhaupt nicht gestört. Am Himmel stand die schon warme Aprilsonne. Ich fror trotzdem ein wenig.
Von Colette sah ich natürlich nichts. Sie würde sich kaum in der nächsten Zeit sehen lassen.
Mir blieb der Weg durch die Gaststätte. Ich dachte auch an den Mann, den ich auf der Straße gesehen hatte. Er war mir bekannt vorgekommen.
Ferner hatte der Ort eine kleine Invasion durch Fremde erlebt. Sollte ich die anderen möglicherweise auch kennen?
Auszuschließen war nichts mehr.
Mich hatte man nicht gehört, dafür vernahm ich die anderen Männer.

Es waren Männer, die sich im Gastraum aufhielten. Ich befand mich noch hinter der Tür jenseits der Theke.

Die Stimmen klangen erregt. Eine war mir unbekannt, die andere aber…? Ich atmete tief durch. Verdammt, konnte das denn wahr sein?

Ich wollte es kaum glauben, denn die Stimme, die ich hörte, haftete fest in meiner Erinnerung. Ich würde sie nie mehr vergessen. Sie gehörte Abbé Bloch…

***

Pierre Virni ging durch Alet-les-Bains und hatte dabei das Gefühl, ein Fremder zu sein.

Der Besuch des Abbés hatte ihn aus seinem inneren Gleichgewicht geworfen und ihn aufgeschreckt. All die Dinge, die er verdrängt und vergessen hatte, waren wieder vor seinem geistigen Auge erschienen.

Er sah noch deutlich das Bild vor sich, wie Gustave Rodin in die Kathedrale der Angst hineingegangen war und verbrannt wurde.

Der Abbé beobachtete ihn. »Sie schwitzen, Monsieur.«

»Ist das ein Wunder?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich habe Sie wahrscheinlich aus Ihrer Ruhe gerissen.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Es tut mir leid, Monsieur, aber was sein muß, das muß sein. Es gibt Dinge, die sind einfach reif. Man kann sie nicht mehr auf die lange Bank schieben.«

»Sollte man sie nicht ruhen lassen?«

»Nicht ich.«

»Wer sind Sie denn?«

»Ein Abbé.«

»Aber kein normaler. Ich kenne Abbés, sie interessieren sich nicht für Dinge, die man besser in Ruhe lassen sollte.«

»Aber wie ist es, Pierre, wenn Sie nicht davon in Ruhe gelassen werden? Die Zeiten haben sich verändert. Vieles befindet sich im Umbruch, und Sie leben auf einem Flecken Erde, an dem vor langer Zeit viel passiert ist. Hier waren einmal die Templer…«

»Das weiß ich.«

»Sehen Sie, und ich interessiere mich dafür.«

»Sie und zwölf andere.«

»Ja.«

Pierre Virni stellte keine Fragen mehr. Sie hatten die Dorfmitte erreicht. Allmählich begann wieder das Leben in Alet-les-Bains. Die Menschen verließen ihre Häuser, sie grüßten den Wirt freundlich, der stets mit einem knappen Kopfnicken antwortete.

Er hatte sich in dieser Gegend sehr wohl gefühlt, doch diesmal spürte er in seinem Magen den Druck und das Brennen. Plötzlich empfand er

so etwas wie Furcht vor diesem Ort.
Zwei Männer sprachen ihn an. Sie wollten am Abend mit ihm kartenspielen.
»Mal sehen.«
Erstaunt sahen die beiden dem Wirt nach und begannen zu flüstern.
Auch die anderen Bewohner wunderten sich, daß Pierre mit diesem Fremden durch den Ort ging.
»Wo bringen Sie mich eigentlich hin?« fragte Pierre.
»Es tut mir leid, daß wir so weit laufen müssen, aber wir fanden keinen anderen Unterschlupf.«
»Zimmer sind genug frei.«
»Uns ging es um andere Dinge. Keine Sorge, Pierre, Sie werden sie noch kennenlernen.« Der Abbé beschleunigte seine Schritte und bog in eine schmale Gasse ein, die sich, unterbrochen von mehreren Treppen und flankiert von grauweißen Hauswänden, in die Höhe wand.
Sie endete auf einem kleinen Platz. Von dieser Stelle aus glitt der Blick über die Dächer zahlreicher tiefer stehender Häuser.
»Wir sind am Ziel.«
Der Wirt drehte sich. »Hier?«
»Ja.« Abbé Bloch ging auf ein schmales Haus zu, hinter dem sich am Berghang der kleine Friedhof anschloß.
Pierre wurde von einem kalten Gefühl erfaßt. »Wollen Sie auf den Fridhof?« fragte er.
»Nein, das nicht. Ich möchte Ihnen nur etwas zeigen, Monsieur.«
Pierre hob die Schultern. Er hatte nicht mehr das Sagen, und er wollte dem Abbé auch nicht widersprechen, der zu dem Gebäude ging, das auch als Leichenhalle benutzt wurde.
Es hatte eine Holztür. Sie war mit dem Bild der Auferstehung bemalt. Die Farben waren im Laufe der Zeit verblaßt. Der Abbé blieb stehen und klopfte in einem bestimmten Rhythmus gegen die Tür, die sehr schnell geöffnet wurde.
Einer der Fremden erschien. Der Abbé nickte ihm zu, der andere gab den Weg frei, aber Bloch wartete erst auf Virni, bevor er mit ihm zusammen die Leichenhalle betrat.
Der Wirt fühlte sich unwohl. Er mochte keine Leichenhallen. Auf seinem Rücken lag eine kalte Gänsehaut. Wenn jemand eine Leichenhalle betritt, geht er automatisch leiser und nicht so forsch wie sonst. Auch Virni bildete da keine Ausnahme.
Die Kälte im Innern vereinte sich mit der Kühle des Todes, wie er fand.
Daran konnte auch der im Windzug flackernde Schein der zwölf Kerzen nichts ändern, die als gelblich schimmernde Lanzen aus den eisernen Ständern stachen.
Virni war stehengeblieben. Er traute sich nicht mehr weiter vor, denn

nicht nur die Kerzen sah er, auch die zwölf Männer, die hinter ihnen standen und lange Gewänder trugen mit Kreisen auf der Brust, in denen ein T leuchtete.

Rot sah es aus. Wie Blut…

Auch daran hätte sich der Wirt gewöhnt. Viel mehr schreckte ihn der Gegenstand, den die zwölf Kerzen einrahmten.

Es war ein Sarg!

Dunkel gebeizt, prächtig anzusehen und mit golden schimmernden Messinggriffen an den Seiten.

Pierre hatte den Sarg noch nie gesehen. Er konnte sich gut vorstellen, daß die anderen ihn mitgebracht hatten.

Weshalb? Wer schleppte schon einen Toten heran?

Pierre fühlte sich immer unwohler. Das Licht der Kerzen zauberte ein Wechselspiel aus Hell und Dunkel. Es strich über die Gesichter der zwölf Männer. Sie waren unterschiedlich alt, aber die 30 hatte jeder von ihnen erreicht.

Manchmal schienen sich ihre Gestalten im fließenden Lichtschein regelrecht aufzulösen und selbst zu zuckenden Schatten zu werden. Auch über den Boden glitt das unruhige Spiel, aber es erreichte nicht die schmalen Fenster, die verdeckt worden waren.

Niemand sprach.

Ein Gefühl der Ehrfurcht stand zwischen ihnen. Wahrscheinlich warteten die Zwölf ab, bis ihr Chef, der Abbé, etwas sagte.

Der trat näher.

Pierre hörte hinter sich seine Schritte. Die Sohlen knirschten auf dem Boden. Neben Pierre blieb er stehen, sah ihn an und lächelte ihm knapp zu.

Der Wirt schaffte es nicht, dieses Lächeln zu erwidern. Es gab ihm auch nicht das gute Gefühl, das er eigentlich gebraucht hätte. Am liebsten wäre er weggerannt.

Obwohl er sich in dem Ort befand, der ihm zur Heimat geworden war, fühlte er sich wie auf einen fremden Planeten versetzt. Eine solche Atmosphäre hatte er zuletzt erlebt, als sein Freund Gustave gestorben war. Nichts war anders geworden. Daran änderte auch die Zeit kaum etwas.

»Ich habe ihn gefunden«, erklärte der Abbé. »Er ist der Mann, der die Kathedrale der Angst kennt, der den Brief geschrieben hat und selbst das Grauen erlebte.«

Die Männer schwiegen. Einige von ihnen atmeten auf. Man konnte das Gefühl haben, daß sie froh waren, am Ende eines langen Wegs angelangt zu sein.

»Er weiß nicht viel«, sprach der Abbé weiter. »Er wollte nicht, daß das Vergangene wieder lebendig wird, aber er wird sich damit abfinden müssen. Aus diesem Grunde werden wir ihn in die

Geheimnisse einweihen. Zudem kann er uns führen, wenn wir mit unserer Prozession beginnen.«

Erst jetzt hatte Virni einen Großteil seiner Überraschung verdaut. Er räusperte sich. Die Hände hatte er zu Fäusten geballt. Auf seinen Handflächen spürte er den nassen Schweiß.

Der Abbé legte ihm eine Hand gegen den linken Ellbogen. »Kommen Sie, Monsieur, wir wollen Ihnen etwas zeigen, das auch für Sie sehr wichtig sein wird.«

»Was denn?«

»Geduld, mein Lieber!« Virni spürte den leichten Druck. Er folgte ihm und ging die ersten Schritte, die ihn näher an den schwarzen Sarg heranbrachten. An den Kopf- und Fußenden standen keine Kerzen.

Er schaute auf den Deckel und sah dort das Muster aus Licht und Dunkel über das Holz huschen.

»Wir haben jemanden mitgebracht«, erklärte ihm der Abbé. »Sie müssen ihn sehen, denn er ist wichtig.« Pierre hob die Schultern. Der Abbé aber nickte seinen Leuten zu, die genau wußten, was sie zu tun hatten.

Zwei von ihnen lösten sich aus der Formation, bückten sich und öffneten die Verschlüsse, damit sie den Deckel anhieven konnten.

Er klappte hoch.

Pierre Virni hörte sich selbst atmen. Zwar zeigte er vor Toten oder Särgen keine Panik, heute aber war alles anders geworden.

So unheimlich und unwirklich…

Von einer Prozession war gesprochen worden, von der Kathedrale, und jetzt öffneten die beiden den Deckel des Sargs, und Virni konnte sehen, wer darin lag.

Es war ein silbernes Skelett!

***

Mit allem hatte er gerechnet, mit einer verwesten Leiche oder durcheinandergewirbelten Knochenteilen und blanken Schädeln, aber nicht mit diesem Anblick.

Ein silbernes Skelett!

Gütiger Himmel. Wie war das möglich? Weshalb brachten die Männer ein silbernes Skelett mit?

Selbst der Abbé verneigte sich davor, als er es anschaute, denn das Skelett mußte etwas ungemein Wichtiges sein. Für diese Männer wertvoll.

Auch Pierre Virni spürte, daß er es nicht mit einem normalen Toten zu tun hatte. Nicht, daß er sich vor dem Anblick gefürchtet hätte, aber das silberne Skelett strahlte etwas aus, das er mit Worten nicht umschreiben konnte.

War es eine gewisse Autorität oder das Gefühl, über mehr Bescheid

zu wissen als andere?

Pierre konnte sich auf diese Frage keine Antwort geben, auch die anderen sagten nichts, aber der Abbé schob den Wirt so nahe an den Sarg heran, daß Virni schon die Wärme des Kerzenscheins auf seiner Haut spürte.

Da sich die Flammen bewegten, blendeten sie ihn auch. Er blinzelte einige Male und vernahm die flüsternde Stimme des Abbés, wobei die Worte dennoch überdeutlich und mit einem rollenden R ausgesprochen wurden.

»Es ist unser großes Geheimnis. Eines der Rätsel der Templer, wenn Sie verstehen…«

»Nein.«

»Dann will ich es Ihnen sagen. Nur wenige Menschen wissen davon. Deshalb müssen Sie dieses Geheimnis hüten. Versprochen?«

»Ja…«

Mit einer Hand hielt Bloch den Mann fest, den anderen Arm streckte er aus und deutete auf den Sarg. »Das dort ist Hector de Valois, er hat die Kathedrale der Angst gebaut…«

Virni schloß sekundenlang die Augen. Nicht etwa, weil er geblendet worden war. Er mußte dies tun, denn die Vergangenheit schien ihn überrollen zu wollen. Die nächsten Worte des Abbés vernahm er wie aus weiter Ferne.

»Deshalb finden wir uns in der nächsten Nacht zu einer Prozession der Templer zusammen, um das silberne Skelett Hectors in die Kathedrale der Angst zu bringen…«

***

Pierre Virni hatte kaum bemerkt, daß man ihn wieder aus der Leichenhalle führte. Erst als die Strahlen der Sonne gegen sein Gesicht tupften, kam er wieder zu sich, blinzelte, schaute zu Boden, sah gleichzeitig das Gesicht des Abbés und dessen sehr ernst blickende Augen. »Ich weiß, was Sie denken, Monsieur Virni, aber Sie haben keinen Traum erlebt. Lassen Sie sich das gesagt sein.«

Pierre wischte über seine Augen. »Es kommt mir so vor. Ich… ich kann es nicht fassen.«

»Verständlich, aber Sie müssen mir glauben.«

Der Wirt nickte. »Klar, ich kenne den Namen de Valois. Er hat hier auch gelebt, aber war er nicht ein aufrechter Mensch gewesen? Die Kathedrale besitzt eine schlimme Atmosphäre. Sie ist mit dem Gefühl der Angst oder mit dem Grauen gefüllt. War das die Absicht des Hector de Valois?«

»Nein, sie war es nicht.«

»Weshalb dann dieses schlimme Ereignis vor fünfzig Jahren?«

»Das will ich Ihnen sagen. Auch ein Hector de Valois hatte Feinde,

sehr mächtige aus der Hölle sogar, aber da muß man spezifizieren, denn die Hölle besitzt einen mächtigen Diener, der sich Baphomet nennt. Er ist derjenige, der es versucht und wohl auch geschafft hat, der Kathedrale seinen Stempel aufzudrücken.«

Virni lächelte etwas verloren. »Ich habe in den letzten Jahren selten Angst verspürt, diesmal jedoch überkommt mich das Gefühl mit seiner ganzen Wucht. Irgendwie komme ich mir vor, als würde ich in einer Falle stecken. Können Sie das verstehen, Abbé?«

»Ja. Es ist für einen Unbeteiligten nicht einfach, sich den jenseitigen Realitäten zu stellen. Aber was sollen wir hier auf der Straße weiter diskutieren? Lassen Sie uns wieder zu Ihnen gehen. Bis es dunkel wird, haben wir noch Zeit.«

Virni blieb noch stehen. Er trat nur zur Seite, als ein Wagen an ihnen vorbeifuhr. »Und Sie sind tatsächlich fest entschlossen, diese Prozession durchzuführen?«

»Deshalb sind wir hier. Wir wollen die Kathedrale wieder vom Geist der Hölle säubern.«

»Muß ich mit?«

»Sie werden unser Führer sein.«

»Wie gefährlich ist es?« Der Abbé winkte ab. »Nicht für Sie, da Sie unter unserem Schutz stehen. Wir wissen uns zu wehren, das können Sie uns ohne weiteres glauben.« Der Abbé lächelte aufmunternd. »Eigentlich könnten wir beide jetzt einen Schluck vertragen. Ihr Wein ist gut.«

»Daß Sie an so etwas denken.«

»Ich bin ein Mensch, Monsieur.«

»Hoffentlich.«

Den Rest Weges legte der Wirt kopfschüttelnd zurück. Er kam erst richtig zu sich, als die beiden den Gastraum betraten.

Er füllte einen Krug und brachte auch zwei neue Gläser mit an den Tisch, an dem die beiden schon gesessen hatten. Als Pierre einschenkte, zitterten seine Hände.

Er redete wie ein Wasserfall, warf vieles durcheinander, und der Abbé gab ihm beruhigende Antworten, weil er spürte, wie sehr Virni um sein Leben bangte.

»A votre sante«, sagte er dann und hob seinen Becher in Augenhöhe an.

Virni tat es ihm nach. Beide tranken aber nicht, denn eine Stimme überraschte sie. »Kann ich auch einen Schluck haben?«

***

Selbst Bloch erstarrte, als er mich sprechen hörte. Nur langsam drehte er den Kopf und blickte über die Theke hinweg, hinter der ich aufgetaucht war.

»Sinclair! John Sinclair!«

»Erraten, Abbé. Es wurde Zeit, daß wir beide uns mal wieder treffen.«

»Ist es Zufall?« fragte Bloch.

Ich ging einen Schritt vor und ließ Wein in einen Becher fließen. »Wohl kaum.«

Bloch und ich kannten und verstanden uns. Der Wirt jedoch wußte nicht, woran er war. Er wandte sich an den Abbé. »Wer ist dieser Fremde? Sie… Sie scheinen ihn…«

»Geisterjäger John Sinclair!«

Virni zog ein skeptisches Gesicht. »Geisterjäger sagen Sie? Was ist das denn?«

Ich trank einen Schluck vom herrlich kühlen Wein und trat hinter der Theke hervor. »Tatsächlich bin ich Scotland-Yard-Beamter und komme aus London. Mein Job ist es, mich mit übersinnlichen Dingen zu beschäftigen, wie sie hier wohl auch vorliegen.«

Virni hob die Schultern. Sein Gesicht drückte Erstaunen aus, als er den Abbé anblickte. »Wissen Sie mehr?«

»Ja, einiges, trotzdem verstehe ich nicht, John Sinclair, daß Sie hier plötzlich auftauchen.«

Ich nahm auf einem Stuhl Platz und trank noch einmal. »Das ist leicht zu erklären.«

»Wie?«

»Die Spur führte über Paris, und es war eigentlich nur ein Satz, der mich aufmerksam werden ließ. Dieser Ort ist schrecklich«, zitierte ich.

Virni wurde bleich, der Abbé nickte nur. Er hatte schon begriffen. Und doch fragte er: »Man muß zunächst einmal auf die Spur kommen. Wie ist es Ihnen gelungen?«

Ich lehnte mich zurück, griff in die Tasche und holte das Siegel hervor, das ich auf den Tisch legte. »Es hat mich auf diese Spur gebracht«, erklärte ich. »Drehen Sie es um, Abbé.«

Bloch nahm es mit spitzen Händen an sich und sah sich zunächst die obere Seite an, während der Wirt ein paarmal den Kopf schüttelte.

Der Abbé konnte sich kaum beherrschen. Er flüsterte Worte, die ich akustisch nicht mitbekam, seine Wangen zuckten, und als er den Kopf schüttelte, hauchte er nur einen Satz.

»Das ist das Templer-Siegel des Richard Löwenherz!«

»Sehr richtig«, bestätigte ich.

»Wo haben Sie es gefunden?«

Ich lächelte breit. »In Jugoslawien, in einem alten Brunnen.«

»Dort also.«

»Drehen Sie es um.« Er tat es und las den lateinischen Satz laut vor.

»Wissen Sie jetzt Bescheid?«

»Genau. Dieser Spruch weist auf die Kathedrale der Angst hin, die

sich in dieser Gegend befindet.«

»Und die ich finden möchte.«

»Wie auch wir.«

Ich trank und fragte dann: »Haben Sie Ihre Leute mitgebracht, Abbé?«

»Ja, wie damals an der Loire.«[1]

»Ich erinnere mich. Der Abschied war ein wenig dürftig zwischen uns. Ich hatte das Gefühl, als wollten Sie mich damals nicht an den Geheimnissen teilhaben lassen, aber mittlerweile ist Zeit vergangen und einiges geschehen.«

An seinem erstaunten Gesicht las ich ab, daß er nicht darüber Bescheid wußte. »Sie haben damals das Skelett des Hector de Valois gesucht und auch gefunden. Sie hätten mich daran teilhaben lassen sollen, denn zwischen Hector de Valois und mir gibt es eine sehr starke Verbindung. Dieser Mann ist zwar tot, aber er wurde wiedergeboren, und zwar in der Person, die vor Ihnen steht, Abbé. Wissen Sie jetzt, was ich gemeint habe?«

Bloch trat einen Schritt zurück. Auf einer Stuhllehne stützte er sich ab.

»Nein, das kann ich nicht glauben.«

»Es stimmt aber.«

»Wie…?«

Ich hob die Schultern. »Man hat es mir mitgeteilt, finden Sie sich damit ab. Und finden Sie sich auch damit ab, daß Hector de Valois schon einmal gelebt hat. Einige Jahrhunderte zuvor, und zwar als Richard Löwenherz. Deshalb auch das Siegel, das ihn damals im Kampf gegen die Feinde aus beiden Reichen, dem Diesseits und dem Jenseits, unterstützt hat. So ist es gewesen.«

Jetzt setzte sich der Abbé. Er stemmte sein Kinn auf die Handflächen und schüttelte dabei den Kopf, weil er diese Tatsachen noch immer nicht fassen konnte.

Der Mann war ein Templer. Sie hatten sich gefunden und den Orden wieder aufleben lasse. Er führte praktisch die modernen Templer an, die sich allerdings noch mit dem Mittelalter oder ihren Gründern verbunden fühlten. Ich war kein Templer, aber Hector de Valois war es gewesen, Richard Löwenherz möglicherweise auch, und so stand ich dieser Gruppe positiv gegenüber. Wir liefen oft auf einer Schiene, da es zwischen uns große Gemeinsamkeiten gab. Zum Beispiel hatten wir die gleichen Gegner. Unter anderem auch Baphomet.

»Erzählen Sie, John«, bat mich der Abbé.

Ich hob die Schultern. »Es gibt nicht viel zu erzählen. Was ich weiß, habe ich Ihnen gesagt. Sie sind an der Reihe, denn Sie waren sicherlich vor mir hier.«

»Das stimmt.« Er lächelte knapp. »Bisher ist nichts geschehen. Wir

waren noch inaktiv.«

»Aber Sie haben mir doch das Skelett gezeigt«, warf Pierre Virni ein.

Ich blickte den grauhaarigen Mann an, der vor fünfzig Jahren den Grundstein zu diesem Fall gelegt hatte. »Sprechen Sie vielleicht von dem silbernen Skelett des Hector de Valois?«

»Ja.«

»Sie haben es also dabei, Monsieur Bloch?«

»Das mußten wir.«

»Weshalb?«

Er nickte und sagte leise: »Gut, Sie haben mich in Ihren Plan eingeweiht, ich werde Sie über unsere Pläne informieren.«

»Das wäre nett.« Ich steckte das Siegel wieder ein, bevor ich es noch vergaß.

Der Abbé sprach, ich hörte aufmerksam zu und unterbrach ihn nicht.

Was er vorhatte, war interessant. Er wollte die entweihte Kathedrale wieder zu dem machen, was sie einmal gewesen war und als was sie Hector de Valois angesehen hatte.

»Und das schaffen Sie?« fragte ich.

»Bestimmt.«

»Deshalb also das Skelett.«

»Ja.«

»Weshalb ist es aus Silber?« erkundigte ich mich. »Das muß einen Grund haben.«

»Bestimmt, Monsieur, aber ich kenne ihn nicht.«

Bei vielen hätte ich gezögert, aber dem Abbé glaubte ich. Er hatte mich nicht angelogen. Er war zwar ein Mensch, der mit seinen Leuten den eigenen Weg ging, doch wenn er auf Gleichgesinnte traf, vertraute er ihnen. Scharf schaute er mich an, als wollte er in meinen Kopf blicken.

»Was ist denn?«

»Wenn es stimmt, Monsieur Sinclair, was Sie mir gesagt haben, und Hector de Valois tatsächlich in Ihnen wiedergeboren ist oder Sie er waren, dann gehören Sie zu uns. Sie sind ein Templer!«

»Ich wußte, daß Sie dies sagen würden, Abbé«, erwiderte ich.

»Irgendwie fühle ich mich auch geehrt, aber seien Sie mir bitte nicht böse, wenn ich dies anders sehe. Ich bin kein Templer in dem Sinne, weil ich mich da doch zu eingeengt sehe, was meinen Glauben anbetrifft.«

»Aber Sie haben das Erbe angenommen.«

»Es wurde mir auf eine gewisse Art und Weise aufgezwungen. Seien Sie mir bitte nicht böse, ich stehe Ihnen nicht negativ gegenüber. Ich weiß, was Sie leisten, das wird respektiert, aber ein Templer, wie Sie ihn sich wünschen, werde ich wohl nie.«

Er nickte. »Ich respektiere es noch. Doch ich glaube, daß sich die

Zeiten ändern werden und Sie dann anders denken.«
»Abwarten.«
»Sie werden uns bei der Prozession begleiten, nehme ich an.«
»Natürlich.«
»Gut, dann können wir alles vorbereiten. Wir haben einen Wagen, auf dem wir den Sarg transportieren. Zwei Maultiere stehen ebenfalls bereit, der Weg ist schmal, das wissen Sie sicherlich, und auch Monsieur Virni wird mitkommen. Er kennt sich am besten aus.«
»Und an ihn habe ich noch eine Frage.«
Der Wirt erschrak fast, als er von mir angesprochen wurde. »An… an mich?«
»Ja.«
Ich konnte die Frage noch nicht stellen, weil Gäste kamen. Sie mußten erst weggeschickt werden.
»Was meinen Sie, Monsieur?« fragte er mich.
»Sie haben eine Tochter?«
»Ja, Colette heißt sie. Und einen Sohn Marcel.«
»Mir geht es um die Tochter. Wie ist Ihr Verhältnis zu ihr?«
Virni regte sich auf. »Ich weiß nicht, was diese Fragerei soll. Was hat meine Tochter damit zu tun? Abbé, sagen Sie doch etwas. Das ist doch Unsinn, mich hier auszufragen.«
»Monsieur Sinclair wird seine Gründe haben.«
»Die habe ich in der Tat. Ich will Ihnen auch sagen, was mir mit Ihrer Tochter widerfahren ist, als wir uns kennenlernten.« Als ich die Geschichte erzählte, malte sich auf den Gesichtern der Männer das große Staunen ab. Besonders Virni zeigte Unglauben.
Nach meiner Erzählung schlug er mit der Faust auf den Tisch. »Sie wollen uns hier ein Märchen auftischen, Monsieur.«
»Wie käme ich dazu?«
»Meine Tochter soll Sie niedergeschlagen haben?«
»Sie versuchte es zumindest und verschaffte sich die Zeit, die sie brauchte, um zu fliehen.« Virni schüttelte den Kopf.
Der Abbé dachte realistischer. »Können Sie sich einen Grund für das ungewöhnliche Benehmen der Colette Virni vorstellen?«
»Nur raten. Ich habe das Gefühl, daß sie nicht auf der Seite ihres Vaters steht.«
»Sie war mir immer ein gutes Kind!« rief der Wirt.
»Ob sie möglicherweise gespürt hat, daß ich etwas besitze, das unter Umständen für sie gefährlich werden kann?«
»Das Siegel!« sagte der Abbé.
»Oder mein Kreuz.«
»Das hieße also«, fuhr Bloch fort, »daß Colette auf der anderen Seite steht.«
»So sehe ich es leider auch.«

»Neiiin!« brüllte Virni. »Sie wollen mir hier etwas einreden. Das ist doch nicht wahr.«

Ich hob die Schultern. »Welchen Grund hatte sie eigentlich, ein paarmal den Namen Gustave zu erwähnen? Ist das ihr Mann, ihr Freund oder ihr Partner?«

»Colette ist nicht verheiratet!«

»Wer ist dann Gustave?« fragte ich.

»Das weiß ich doch nicht. Meine Tochter ist erwachsen, sie ist über Dreißig. Ich kann ihr nicht hineinreden und weiß nicht, mit wem sie ausgeht.«

»Sie kennen die Leute aus dem Ort. Gibt es hier einen Gustave?«

»Natürlich, aber die sind schon fast scheintot. Über Achtzig. Sie wird keinen von beiden gemeint haben.«

Der Ansicht war ich auch.

»Darf ich noch etwas sagen?« fragte Bloch und hob einen Arm. »Sie hatten doch einen Partner, Monsieur Virni. Hieß er nicht Gustave Rodin?«

»Ja.«

»Da haben Sie Ihren Gustave, Monsieur Sinclair.«

»Aber er ist vor fünfzig Jahren getötet worden!« schrie Virni. Sein Gesicht lief krebsrot an. »Ich war selbst dabei und mußte mit ansehen, wie ihn das Feuer umfing. Es hat ihn zerstört. Von seinem Körper blieb nichts mehr zurück. So ist die Sache. Da können Sie sagen, was Sie wollen. Meine Tochter und Gustave Rodin, das ist lachhaft.«

»Wir werden sehen«, sagte ich. »Manchmal ist das, was so tot scheint, in Wirklichkeit nicht tot. Es kann auch nur schlafen, Monsieur Virni. Das sollten Sie nicht vergessen.«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Irgendwann«, hauchte er mit ersterbender Stimme, »werde ich auf meine alten Tage noch wahnsinnig.« Er preßte sein Gesicht gegen die Handflächen und begann zu schluchzen…

***

Es war ein Mann mit dem Kreuz!

Colette hatte es zwar nicht gesehen, aber genau gespürt. Da war etwas gewesen, das ihr fast körperliche Schmerzen bereitet hatte. Eine furchtbare Sache, die mit diesem Fremden zusammenhing.

Aber den hatte sie abschütteln können.

Wirklich für immer?

Colette glaubte es nicht. Sie erstickte fast an ihrem Haß und auch an der Tatsache, daß sie es gewesen war, die in die Berge hetzte und sich versteckt hatte wie ein Tier.

Durch ihren Körper lief ein Schütteln. Aus ihrem Versteck starrte sie auf die Hausdächer von Alet-les-Bains. Dort lebten die Menschen und

wußten von nichts.

Nicht einmal ihr Vater wußte es. Sie hatte ihr Geheimnis vor ihm verbergen können. Wahrscheinlich wäre es auch nicht soweit gekommen, hätte er ihr nicht vor Jahren, als die Mutter starb, sein Herz geöffnet und über die Vorgänge berichtet, die ihn so fasziniert und leider auch gezeichnet hatten.

Colette erholte sich nur langsam. Das Auftauchen des Fremden hatte sie wie einen geistigen Messerstich gespürt, der immer weiter wühlte und sie irgendwann verzehren würde.

Allein stand sie ihm hilflos gegenüber. Es würde ihr nicht noch einmal gelingen, ihn zu überraschen. Beim nächstenmal brauchte sie Hilfe.

Begonnen hatte alles mit dem Eintreffen der Fremden. Auch ihnen stand sie skeptisch gegenüber. Sie besaßen eine Ausstrahlung, die ihr überhaupt nicht gefiel, jedoch keine direkte Gefahr dargestellt hatte wie bei diesem Blondhaarigen.

Der schmale Pfad, den sie hochgelaufen war, umrundete eine vorspringende Felswand und führte, nachdem er sich geteilt hatte, in eine kleine Höhle.

Sie war Colettes Versteck. Und hier wartete sie ab, bis die Sonne tiefer sank und hinter den Graten der Berge allmählich verschwand. Noch war es hell, aber die Schatten wuchsen bereits.

Colette verließ die Höhle. Sie war sehr vorsichtig, schaute sich um, sah niemanden, hörte nur aus dem Ort Geräusche, wie das kräftige Hupen eines Autos.

Hier oben war es still. Sie brauchte auch nicht mehr zurück ins Tal, sie konnte auf dieser Höhe weitergehen, um ihr Ziel zu erreichen. Es war die Kathedrale der Angst! Für sie nicht, denn Colette empfand sie als eine zweite Heimat, in der sie sich sehr wohl fühlte. Nicht umsonst hatte sie Gustave gerufen.

Er, den alle für tot hielten, war ihr Beschützer. Und er lebte. Sie kicherte, als sie daran dachte. Ja, Gustave lebte, nur war es kein Leben, wie es die Menschen kannten. Man konnte ihn als einen Geist bezeichnen, möglicherweise als Jenseits-Boten, aber der Kontakt zwischen Colette und ihm bestand. Sogar sehr intensiv! Wenn ihr Vater das gewußt hätte, vielleicht hätte er sie sogar getötet, aber der wußte nichts, gar nichts. Er ahnte nicht einmal etwas…

Colette atmete hastig. Sie war es gewohnt, in den Bergen umherzulaufen, aber normalerweise ließ sie sich mehr Zeit. Heute hetzte sie weiter, aus Angst, ihr Ziel zu verfehlen.

Eine Hügelflanke nahm ihr die Sicht auf den Ort. Auf dem Hang lagen noch im oberen Drittel die Sonnenstrahlen. Sie ließen die braune Erde golden schimmern und verliehen den aus dem Boden wachsenden Steinen einen außergewöhnlichen Glanz.

Wenn sie den Hang passiert hatte, war es nicht mehr weit bis zu der Kathedrale.

Auch im heißen Sommer war es in den engen Schluchten kühl. Der blaue Himmel war höchstens als Streifen zu sehen, aber zwischen den Wänden herrschte ein ewiges Dämmern. Bis auf die Stellen, wo durch Schächte im Gestein Sonnenlicht hereinfiel.

Sie trug noch immer die dunkle Kleidung und die klobigen Turnschuhe, die längst von einer hellgrauen Staubschicht bedeckt waren. Der von ihren Füßen aufgewirbelte Staub begleitete auch ihren weiteren Weg.

Sie hoffte, daß diese verdächtige Wolke nicht gesehen wurde.

Auch der längste Hang nimmt einmal ein Ende. Links lag er, rechts wuchsen bereits die Wände auf sie zu und warfen lange Schatten auf den Weg wie ein finsteres Omen.

Die Enge des Pfades blieb. Manche Menschen bekommen Angstgefühle, wenn sie den düster wirkenden Eingang einer Schlucht sehen. Bei Colette war das nicht der Fall. Sie atmete auf.

»Endlich!« flüsterte sie und tauchte so rasch wie möglich in das kühle Dämmerlicht ein.

Hier blieb sie stehen. Der Haarknoten hatte sich gelöst. Sie strich die Strähnen zurück, preßte ihre erhitzte Stirn gegen das kühle Gestein und versuchte so, zur Ruhe zu kommen.

Überlaut vernahm sie ihren eigenen Herzschlag. Der Atem wollte sich nur allmählich beruhigen, der Kontakt mit dem dunklen Felsgestein tat ihr gut, und sie hatte das Gefühl, als würde dieses Gestein voller Leben stecken.

Ein geheimnisvolles Summen und Flüstern durchzog jede Pore und erreichte auch den Kopf der Frau.

Über ihre Lippen glitt ein Lächeln. Sie hatte ihre Augen geweitet und sog durch die Nase den Atem ein. »Sie rufen mich!« flüsterte sie voller Inbrunst, »Ja, sie rufen mich. Sie sind gleich da, sie warten auf mich. Ich werde euch nicht enttäuschen und dich auch nicht, Gustave Rodin.« Der Name war so etwas wie eine Initialzündung, denn sie zog ihren Kopf hastig wieder zurück und hob die Schultern, als wäre ein kalter Wind über sie hinweggefahren. Dann ging sie weiter. Diesmal nicht so ungestüm. Eher bedächtig und langsam, als wollte sie jeden einzelnen Schritt auskosten.

Sie kannte jede Stelle des Wegs. Die hier liegenden Steine kamen ihr schon vor wie die besten Freunde, und das Lächeln auf ihren Lippen blieb. Wie auch der Glanz in den dunklen Augen. Sie mochte die Kathedrale. Viele fürchteten sich vor ihr, aber die düsteren Felsen lösten bei ihr kein Angstgefühl aus. Im Gegenteil, sie wurde davon angelockt.

Der Weg verengte sich noch mehr. Jetzt wuchsen rechts und links die

schroffen dunklen Wände so dicht zusammen, daß Colette sie mit den ausgestreckten Händen hätte berühren können. Dabei glitten auch die Fingerkuppen über das Gestein, tasteten sich in Rillen, Risse und Spalten, zeichneten sie nach, bis zu dem Moment, als Colette ihre Arme wieder sinken ließ.

Sehr langsam drückte sie die Arme dem Körper entgegen. Es sah so aus, als wäre ein großer Vogel dabei, seine gewaltigen Schwingen einzufalten.

Vor dem Eingang blieb sie stehen. Es war das Tor mit den beiden Säulen rechts und links. Sie stand auf der schwarzen Lavamasse, auf der auch schon andere ihren Platz gefunden hatten.

Ihr Vater vor fünfzig Jahren. Und jetzt sie.

An der rechten Säule befand sich die Schrift. »Terribilis est locus iste«, flüsterte sie. Ihre Stimme wehte hinein in die Weite der Kathedrale, die dem Betrachter so ungewöhnlich perspektivisch verzerrt erschien, so daß er das Gefühl hatte, in eine Unendlichkeit zu schauen.

Viele fürchteten sich vor der Warnung.

Nicht aber Colette. Für sie war der Spruch eine Hoffnung. Dieser Ort war nicht gefährlich. Nicht für den, der dazugehörte. Colette gehörte schon lange dazu. Kaum hatte sie die Grenze überschritten, holte sie tief Luft.

Das ihr so bekannte Gefühl überfiel sie mit Macht. Alles sah anders aus als vor dem Bogen.

Die Kathedrale besaß eine kaum meßbare Tiefe, die hineinlief in einen geheimnisvollen grauen Schleier, als wollte er all das verbergen, was andere Augen nicht sehen sollten.

Es kam ihr vor wie ein Wunder. Sie hob beide Arme, winkelte sie aber noch an und drehte sich dabei.

Wie von selbst drang der Name des Mannes aus ihrem Mund, dem sie sich verbunden fühlte.

»Gustave…!« rief sie und lauschte dem Echo ihrer Stimme. »Gustave… bitte… zeige dich. Ich muß dich warnen…«

Warnen, warnen - so hallte es nach, und Colette verstummte, denn dieser Ruf mußte genügen. Er reichte auch.

Dort, wo der graue Schatten lag, entstand in der Tiefe eine Bewegung, die sich erst taumelnd drehte, dann aber Gestalt annahm. Aus den Umrissen formte sich ein Wesen. Ein Geist. Gustave Rodin!

***

Es war dunkel geworden. Nur auf den Höhen der Berge streifte letztes Sonnenlicht über die geschwungenen Grate und Schroffen hinweg, so daß ein goldroter Glanz entstand.

Der Abendwind fiel in das Hochtal hinein. Er brachte eine

Duftmischung aus Staub, frischen Blüten und Schneewasser mit. Frühlingshaft eben…

Ich war nicht mitgegangen, sondern vor dem Gasthaus stehengeblieben.

Zusammen mit Pierre Virni, der an einer Zigarre saugte. Hin und wieder leuchtete die Glutspitze auf, und träge Wolken trieben vor meinem Gesicht entlang.

Der Abbé wollte vorbeikommen, damit wir uns in die Prozession der Templer einreihen konnten.

So etwas war außergewöhnlich. Das hatten die Menschen von Alet-les-Bains noch nie erlebt. Ich war gespannt, wie sie es hinnehmen würden. Angeblich war der Bürgermeister von Bloch informiert worden, doch gesprochen hatte ich mit dem Mann noch nicht.

Eine Zeit hatten wir nicht vereinbart. Virni rechnete ungefähr mit einer halben Stunde. Er hatte sich noch immer nicht über das Verschwinden seiner Tochter beruhigen können. Daß sich sein Sohn in Toulouse befand, war abgesprochen, aber Colette mußte ihn regelrecht hinter gangen haben.

Während er rauchte, schüttelte er den Kopf und sagte: »Ich kann es noch immer nicht fassen. Es ist mir unbegreiflich. Wie ist so etwas möglich? Sie kann doch nicht…«

»Die Schwarze Magie beweist immer dann ihre Stärke, wenn sie sich gegen Menschen richtet«, unterbrach ich ihn.

»Aber Colette ist…«

»Ebenso ein Mensch wie alle anderen auch, Monsieur Virni.«

»Ich habe sie immer vor dem Bösen gewarnt.«

»Das steckt in einem Menschen drin.«

Virni schwieg. Ich zündete mir eine Zigarette an. Im Ort brannten die Lichter. Sie schufen gelbe Inseln zwischen den Häusern und über den Straßen und Wegen.

Zweimal verließen Fahrzeuge das Dorf. Sie fuhren die Serpentinen hoch, wo wir ihren Weg anhand der gelben Glotzaugen genau verfolgen konnten. Danach war es wieder still.

»Im Dorf ist es unruhig!« sagte der Wirt.

»Ich merke nichts.«

»Sie gehören auch nicht dazu. Man sagt zwar nichts, aber ich spüre die Atmosphäre. Sie ist nicht gut.«

Ich hob die Schultern. »Drücken Sie uns die Daumen, daß der Plan gelingt.«

Er winkte ab. »Das ist mir egal, wenn ich nur meine Tochter wiederfinde.«

»Vielleicht gelingt Ihnen das.«

Sein Lachen klang gallig. »Wo denn? In der Kathedrale?«

»Zum Beispiel.«

Erst wollte er widersprechen, dann dachte er genauer über meine Antwort nach, duckte sich und hauchte: »Das wäre ja schrecklich.«

»Rechnen Sie jedenfalls mit dem Schlimmsten.«

»Das muß ich dann wohl.«

»Sicher.«

Ich ging einige Schritte zurück. Dort stand ich etwas höher und hatte einen besseren Blickwinkel. Mir war zwischen den Häusern der flackernde Lichtschein aufgefallen. Von einer Straßenlaterne stammte er nicht, die bewegten sich auch nicht weiter, demnach mußte die Prozession der Templer schon begonnen haben, denn mir war versichert worden, daß die Mitglieder Fackeln tragen sollten.

»Sie sind unterwegs!« sagte ich.

»Ja, ich habe es gesehen.« Pierre drehte sich um. »Ich werde ihnen entgegenlaufen.«

»Nein, lassen Sie mal, wir warten hier.«

Virni war gereizt. Er hätte mir am liebsten widersprochen, doch er schwieg und nickte nur.

Ich behielt den flackernden, wandernden Schein im Auge, der sich zwischen den Gassen bewegte, an den Hauswänden in die Höhe glitt und auch über die Dachrinnen der Dächer strich und sie mit einem rotgelben Schein belegte.

Ich trat meine Zigarette aus. Es war die letzte aus der Schachtel gewesen. Nicht weiter tragisch, ich würde auch ohne das Zeug auskommen. Der Schein näherte sich uns. Er strich bereits voraus, denn die Prozession mußte schon die Kurve der schmalen Straße erreicht haben. Dann erschienen sie. Ich blieb stehen, denn ich wollte mir das feierliche und gleichzeitig unheimliche Bild einprägen.

An der Spitze schritt Abbé Bloch. Er trug ebenfalls eine lange Kutte, auf der ein Kreis gemalt war, in dem das große T in einem blutigen Rot leuchtete.

Vielleicht war der Gesichtsausdruck der Männer feierlich, so genau konnten wir es nicht erkennen, da sich der Widerschein der Fackeln darauf gelegt hatte und den Gesichtern praktisch von einer Sekunde zur anderen einen neuen Ausdruck verlieh.

Die Schritte der Templer hörten wir nicht. Dafür aber die Hufe der beiden Maultiere, die den offenen Karren zogen, auf dem ein pechschwarzer Sarg stand.

Auch über ihn geisterte der Schein und schuf auf seinem Deckel ein unruhiges Muster.

Der Sarg, die Fackeln, die Männer - sie boten einen gruseligen Anblick, als sie aus der Kurve kamen, sich uns näherten und der Schein auch uns traf. Pierre Virni hielt es nicht mehr aus. Er ging auf den Abbé zu, wollte ihn ansprechen, doch dessen schroffe Handbewegung ließ ihn verstummen. Der Templer hatte sich

verändert. Durch das Anlegen des Gewands schien er ein anderer geworden zu sein.

Etwas verstört zog sich Pierre zurück. »Wir sollen da mitgehen?« fragte er mich.

»So ist es vorgesehen.«

»Und? Sind Sie dabei?«

»Ich denke schon.« Er strich über sein Haar. Die Prozession hatte uns jetzt erreicht. Neben dem auf der Ladefläche stehenden Sarg schritten die Templer her. Starr waren ihre Gesichter. Sie glichen eisernen Masken. In ihren Pupillen spiegelte sich der tanzende Feuerschein wider und ließ sie aussehen, als wären sie durch kleine Streichholzflammen in Brand gesteckt worden.

Ich hatte zwar nicht in den Sarg hineingeschaut, wußte aber trotzdem, was er verbarg. Das silberne Skelett Hectors! Als ich daran dachte, wurde mir schon komisch zumute. Da lag zum Greifen nahe praktisch die Person, die in mir wiedergeboren war. Sich darüber klarzuwerden und es richtig zu erfassen, kostete mich schon einiges an Beherrschung.

Die Situation hatte sich verändert, die Umgebung eine andere Atmosphäre erhalten. Vielleicht war es auch der Widerschein der Fackeln, der der Umgebung einen Zauber verlieh, wie er besser ins Mittelalter gepaßt hätte.

Die Schatten an den Hauswänden, die zuckenden Reflexe, die tanzenden Feuer, sie alle schienen von Geschichten zu erzählen, die tief in der Vergangenheit verborgen lagen.

Nur die beiden Maultiere ließen sich davon nicht beeindrucken. Mit hängenden und nickenden Köpfen trotteten sie ihren Weg.

Pierre Virni kam näher. »Wann wollen Sie sich denn einreihen?«

»Zum Schluß.«

»Warum?«

»Das ist ihr Spiel, Monsieur. Wir sind nur Zuschauer.«

Er schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich will nicht nur Beobachter sein. Wo Sie mir den Floh mit meiner Tochter ins Ohr gesetzt haben, möchte ich mitmischen.«

»Das steht Ihnen frei, Monsieur.« Die langsam vorbeiziehenden Templer würdigten uns keines Blickes. Start schauten sie vorbei. Auch die Schritte waren gedämpft, so daß wir nur mehr das Rollen der Räder hörten, vermischt mit den Lauten, die von dem kurzen Aufschlagen der Maultierhufe verursacht wurden.

Der letzte Templer winkte uns. Zuerst meinte er uns beide. Als der Wirt zu ihm ging, deutete der Kuttenträger nach vorn, und Virni verstand. Er sollte sich zu Abbé Bloch gesellen, um diesem den genauen Weg zu zeigen.

Ich bildete den Schluß. Vor mir tanzte der Fackelschein. Das

brennende Pech war zu riechen. Manchmal zogen die Flammen schwarze Rußstreifen hinter sich her, die gegen mein Gesicht wehten.

Ich hielt mich neben dem letzten Templer. Gern hätte ich ihn angesprochen, doch sein abweisendes Gesicht sagte mir genug. Er wollte nicht gestört werden. Wahrscheinlich sah er mich sowieso nur als Störenfried an.

Die Templer spielten ihre eigenen Instrumente. Sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen und wußten auch, daß man sie jagen würde. Schon vor Hunderten von Jahren hatten sie starke Feinde gehabt, auch heute war dies so, und eine Feindesgruppe hatte sich besonders gehalten.

Es waren die Horror-Reiter, die sich ebenfalls auf die Templer-Spur gesetzt hatten.

Bisher mischten sie in diesem neuen Fall nicht mit, aber sie standen auf der Seite Baphomets, das wußte ich.

Ich ging nach wie vor davon aus, daß sich das silberne Skelett im Innern des Sargs befand. Nur - so fragte ich mich - was hatten die Templer damit vor? Weshalb wollten sie es unbedingt in die Kathedrale der Angst schaffen?

Wir hatten das Dorf hinter uns gelassen und bewegten uns auf die Berge zu. Der Weg wurde schmaler. Felswände rückten wie gewaltige Schatten heran, als wollten sie uns überfallen. Geisterhaft huschte der Fackelschein über das dunkle Gestein. Ich sah in dem Felsen die Spalten, manchmal auch Mulden und auch die Vorsprünge, die mich an scharfe Nasen erinnerten.

Sehr geduldig zeigten sich die beiden Maultiere. Brav trotteten sie weiter und zogen ihre makabre Fracht hinter sich her.

Die Steigung hatten wir bald hinter uns gelassen und blieben nun ungefähr auf einer Höhe. Automatisch gingen die Tiere schneller.

Staubwolken umquirlten die Hufe und Bäuche der Tiere.

Meine Hand fand den Weg in die Tasche. Dort umklammerte sie das Siegel der Templer.

Es war ein englisches Siegel, deshalb fragte ich mich, ob es mir auch hier helfen würde.

Die Dunkelheit und die hohen Felswände konnten schon Beklemmungen hervorrufen. Ich mochte die engen Wege nicht, sie kamen mir stets wie eine Falle vor.

Ein paarmal schaute ich auch zurück.

Verfolger waren nicht zu entdecken. Nur die Schatten des Fackellichts lösten sich hinter mir allmählich auf.

Manchmal schmeckte ich den aufgewirbelten Staub.

Der Weg verengte sich weiter. Man konnte tatsächlich das Gefühl haben, in einem engen Felsendom zu stehen. Selbst der dunkle Ausschnitt des Himmels war nicht mehr zu erkennen. Wäre das

Fackellicht nicht gewesen, hätten wir uns vortasten müssen.

Das Mahlen der Räder erzeugte Echos an den Wänden. Unsere Schritte waren kaum zu hören. Ein jeder sorgte dafür, daß er leise ging.

Minuten verstrichen. Ich ging davon aus, daß wir uns nicht zu weit von unserem Ziel entfernt befanden und hatte mich nicht verrechnet, denn der Abbé an der Spitze der Prozession beschrieb mit der Fackel in der Hand einen Kreis. Die Templer blieben stehen. Auch die Maultiere wurden angehalten. Sie stampften noch einmal mit den Hufen und rührten sich nicht mehr.

Die Männer hielten sich zurück. Ich kam nicht umhin, ihre Disziplin zu bewundern, die mir nicht zu eigen war. Jetzt wollte ich wissen, wie es weiterging.

Deshalb drückte ich mich an ihnen vorbei, um den Abbé zu erreichen.

Die bösen Blicke, die mir dabei zugeworfen wurden, interessierten mich nicht. Der Abbé redete leise mit Pierre Virni, so daß ich sie erst verstehen konnte, als ich direkt neben ihnen stand.

In diesem Augenblick verstummten sie.

»Ist das die Kathedrale?« fragte ich.

»Ja, der Eingang«, erwiderte Pierre. Er fühlte sich nicht wohl.

Wahrscheinlich bestürmten ihn die Erinnerungen. Da war es ganz klar, daß er mit zittriger Stimme sprach.

Ich blickte an ihm vorbei. Die Fackeln gaben soviel Licht, daß ich den Eingang erkennen konnte und auch die beiden Säulen, die ihn flankierten. Selbst die eingehämmerte Warnung war zu lesen.

TERRIBILIS EST LOCUS ISTE - Dieser Ort ist gefährlich.

So stand es hier, so hatte ich es auf dem Siegel der Templer gelesen.

Wieder einmal waren zwei Dinge zusammengekommen, die zueinander paßten.

Beide Säulen waren durch einen Torbogen miteinander verbunden. Auch er bestand aus dunklem Gestein.

Ich wandte mich an den Abbé. »Sie haben natürlich einen Plan. Werden Sie den Sarg in die Kathedrale schaffen?«

»Ja, wir wollen dafür sorgen, daß die Kathedrale der Angst wieder normal wird. Sie soll die letzte Heimat Hector de Valois' sein. Sie wird seinen Sarg beherbergen, und Hector soll dafür Sorge tragen, daß der Geist des unseligen Baphomets nicht mehr zwischen diesen Mauern weht. Auch wir brauchen einen Stützpunkt. Hier hat vieles begonnen, deshalb nehmen wir ihn.«

»Aber zuvor müssen Sie die Kathedrale vom Bösen befreien.«

»Das ist richtig, John Sinclair.«

»Haben Sie einen Plan?«

»Nein, wir werden es den anderen Kräften überlassen. Dann erst

können wir eingreifen.«

»Es ist aber keine richtige Kathedrale.«

Er schüttelte den Kopf. »Nennen Sie es eine Laune der Natur, einen Hort des Bösen. Jedenfalls hat sie sich so verändert, daß man sie für eine Kathedrale halten kann.«

Pierre erklärte weiter. »Sie werden es merken, wenn Sie die Kathedrale betreten haben. Dort bekommt Ihre Stimme einen ganz anderen Klang. Sie hallt durch die Schluchten.«

»Gut, gehen wir.«

Abbé Bloch hielt mich auf. »Nicht so schnell. Gut Ding will Weile haben, Monsieur.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich möchte Sie bitten, uns den Vortritt zu lassen. Wir haben alles abgesprochen.«

Er schaute mich so scharf an, daß ich keinen Widerspruch einlegte. Das war sein Spiel. »Gehen Sie«, sagte ich und trat zur Seite, um nicht im Weg zu stehen.

Der Abbé rief durch Zeichen seine Leute zusammen, um sich mit ihnen zu besprechen.

Ich sprach mit Virni. »Wie fühlen Sie sich?«

»Mies.«

»Erinnerungen?«

»Ja.«

»Haben Sie an Ihre Tochter gedacht?«

»Und wie!« flüsterte er zurück. »Nicht nur einmal. Ich habe mich des öfteren umgesehen, sie aber nicht entdecken können. Entweder hat sie sich ausgezeichnet versteckt, oder wir haben uns geirrt.«

»Meinen Sie mich damit?«

»Ich kann Ihnen noch immer nicht glauben.«

»Monsieur Virni, auch mir wäre es lieber, wenn Sie recht hätten. Leider ist es umgekehrt.«

Wir sprachen nicht mehr weiter, Weil die Templer mit dem Vorbereiten allmählich fertig waren. Vier von ihnen hatten den schweren Sarg angehoben. In den freien Händen hielten sie die Fackeln, die ihnen den Weg leuchten sollten.

So standen sie bereit. Der Abbé trat wieder vor. Er ging gemessenen Schrittes. Sein Gesichtsausdruck war der Situation angemessen.

Er machte den Anfang und betrat die Kathedrale.

Ihm folgten vier Fackelhalter, danach die Sargträger, dann wieder vier Templer mit Fackeln. Alles wirkte wie geprobt. »Und Sie?« fragte Pierre.

»Ich mache den Schluß. Gehen Sie schon mal vor. Und denken Sie an Ihre Tochter.«

»Auch an Gustave Rodin«, sagte er und ließ mich stehen.

Ich sah ihm nach. Es fiel ihm schwer, mit den anderen Schritt zu halten, weil er es viel eiliger hatte und sich dem gemessenen Gang kaum anpassen konnte.

Ich wollte das auch nicht und ließ den Vorsprung deshalb anwachsen.

Als ich schließlich ging, hatten alle, auch Virni, die Kathedrale der Angst bereits erreicht.

Und keiner hatte wohl auf das geachtet, was ich jetzt sah.

An der rechten Säule bewegte sich die Schrift. Genau die Zeichen, die auf der Rückseite des Templer-Siegels verewigt waren, leuchteten auf und zeichneten den Warnspruch dabei kristallklar nach.

Aus diesem Grunde trat ich noch nicht in die Kathedrale der Angst ein.

Ich gehörte zu den sehr mißtrauischen Menschen. Auch jetzt wurde ich das Gefühl nicht los, daß die Templer, die es sicherlich gut gemeint hatten, in eine gewaltige Falle liefen. Deshalb blieb ich draußen. Sie waren gut zu sehen. Jedes einzelne Fackellicht zeichnete sich deutlich ab, und ich sah sogar die verschiedenen Farben innerhalb der Flammen.

Wieso diese Änderung? Da gab es nur eine Antwort. Die Templer hatten eine magische Zone betreten. Ich konnte Einzelheiten erkennen und stellte fest, daß sich Virni stets in Abbé Blochs Nähe aufhielt. Die beiden sprachen auch miteinander, während die vier Träger den Sarg abstellten.

Hinter mir vernahm ich das Scharren der Mulihufe. Die Tiere waren mit dem Wagen zurückgeblieben.

Zwei der Träger begannen damit, den Sargdeckel zu öffnen.

Diesmal mußte ich mich überwinden, um nicht in die Kathedrale hineinzulaufen. In mir stieg der Wunsch auf, einmal den zu sehen, der in mir wiedergeboren war, wenn auch nur als Skelett. Ob es mir noch einmal gelang, eine Zeitreise in die Vergangenheit zu machen, das stand in den Sternen.

Die anderen Templer bildeten einen Kreis und hielten die Fackeln sehr hoch, so daß sich ihre zuckenden Spitzen fast trafen und ein Feuerdach bildeten.

Auch jetzt gab der Abbé die Anweisungen. Während sich die vier Träger bückten und in den jetzt offenen Sarg hineingriffen, holte ich mein Kreuz hervor und hängte es mir offen vor die Brust. Das Siegel ließ ich in der Tasche. Die Männer holten den Inhalt hervor. Ich sah den silbrigen Schein, der das Skelett umgab. Nichts fehlte an ihm, es hatte nach wie vor Menschengröße, und mir rieselte es kalt den Rücken hinab.

Es war so hingestellt worden, daß ich auf die Vorderseite schaute und den silbernen Schädel sah.

Hector de Valois!

Ein paarmal schluckte ich und dachte an Richard Löwenherz. Ob ich auch mal etwas von ihm sehen würde?

Ausgeschlossen war nichts.

Das Skelett stand. Es konnte sich nicht allein halten und wurde an der Rückseite von zwei ausgestreckten Händen abgestützt. Pierre Virni machte man klar, daß er nicht zum Kreis der erleuchteten Templer gehörte, er mußte sich außerhalb stellen und wurde für mich zu einem Schatten.

Ich aber beboachtete die Templer.

Sie taten noch nichts, warteten auf das Zeichen ihres Anführers, der sich jetzt in Bewegung setzte, seine Fackel abgelegt hatte und in den Kreis der Templer trat, wo er dicht vor dem Silberskelett stehenblieb.

Er schaute es an.

Es war eine etwas makabre Szene. Schwarzroter Lichtwiderschein flutete über den silbernen Körper und verlor sich in den Augenhöhlen.

Durch dieses Licht sah das Skelett schaurig aus und wirkte plötzlich gefährlich.

So dachte der Abbé nicht. Er streckte seine Arme aus und legte die Hände auf die knöchernen Schultern.

Dann begann er zu reden. »Hector de Valois!« hallte seine Stimme durch die Kathedrale. »Wir haben dich gesucht und gefunden. Wir wußten, daß du hier gelebt hast, und wir haben dich aus der Fremde geholt, um dich in deine Heimat zu schaffen. Aber es ist eine andere geworden. Finstere Kräfte haben die Kontrolle über sie bekommen. Die Hölle, der du zu Lebzeiten widerstanden hast, konnte sich hier befreien und aus dieser Stätte eine Kathedrale der Angst schaffen, die von Menschen gefürchtet und vom Teufel regiert wurde. Nur wer selbst mit dem Satan paktierte, hatte eine Überlebenschance. Das aber wollen wir ändern. Es gehört zu unseren Aufgaben, alles so einzurichten, wie es einmal gewesen ist, das mußt du verstehen. Deshalb haben wir dich, Hector de Valois, in diese Kathedrale gebracht, um dir eine letzte Ruhestätte zu geben, wo du den Mächten der Finsternis widerstehen kannst. Aber du hast noch eine zweite Aufgabe. Wenn es dir möglich ist, sollst du die Kräfte aus der Kathedrale treiben, die sich hier eingenistet haben. Du sollst sie ausräuchern, sie muß wieder ein Hort des Lichts werden. Zur Hölle mit Baphomet!«

Als der Abbé die letzten Worte gerufen hatte, fielen seine zwölf Männer ebenfalls mit ein.

»Zur Hölle mit Baphomet!« hallte es mehrere Male verstärkt durch den Felsendom.

Für mich hörte sich das Brausen der Stimmen an wie ein Gewitter. Ich drückte den Templern die Daumen, daß sie es schafften, aber ich

wußte auch, wie mächtig Baphomet war, und ich dachte an seinen legitimen Vertreter auf dieser Welt, an Vincent van Akkeren.

Er hatte sich bisher aus diesem Fall herausgehalten, wahrscheinlich wußte er gar nichts davon, und ich konzentrierte mich wieder auf Abbé Bloch, der noch dichter an das silberne Skelett herangetreten war. Seine Hände umklammerten die Knochen an den Schultern, und er rief mit lauter Stimme eine magische Formel, deren Sinn mir unbekannt war.

Aber die Worte besaßen ihre Wirkung.

Urplötzlich bewegte sich das Skelett. Ich erschrak darüber. Sollte es tatsächlich zum Leben erwacht sein? Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen, obwohl…

Meine Gedanken stockten. Ich war ziemlich aufgeregt. Vom Hals her lief eine kalte Schweißperle über meinen Rücken.

Ich erkannte meinen Irrtum. Das Skelett hatte sich nicht bewegt. Dafür sonderte es, weil es aktiviert worden war, von innen heraus einen silbernen Strahlenkranz ab, der sich über die Knochen legte und durch die Finsternis dringen wollte. Die Strahlung vermischte sich mit dem Schein des Feuers, und das hatten die Templer wohl gewollt, denn der Abbé rief laut dazwischen.

»Ja, Hector de Valois! Vertreibe die Mächte des Bösen aus deiner Stätte. Sie gehört dir. Dir allein!«

Wen er vertreiben sollte, war mir nicht klar, denn es lief genau entgegengesetzt.

Durch die Magie war etwas in Gang gesetzt worden, das sich bisher im Unsichtbaren aufgehalten hatte.

Aus der Finsternis kristallisierte sich etwas hervor. Es stand zwischen dem Eingang und den Templern, war ziemlich groß, pechschwarz und widerlich anzusehen. Seine Augen leuchteten rot, aus der Stirn wuchsen zwei krumme Hörner.

Das war Baphomet! Er hütete diese Kathedrale und verströmte ein Angstgefühl.

Das war nicht alles.

An den schwarzen Felswänden leuchteten in bestimmten Abständen Rechtecke auf.

Bilder…

Zuerst blaß nur, dann intensiver. Auch bunter. Es waren keine strahlenden Farben, obwohl das gesamte Spektrum vertreten war, aber über jedem Bild lag ein düsterer Schleier.

Zwölf Bilder sah ich.

Sie erinnerten mich an Tafeln, die man auch in den normalen Kirchen fand und die vom Kreuzweg erzählten.

War hier das Gegenteil aufgeführt?

Ich bekam einen trockenen Hals, als ich daran dachte. Als meine

Blicke über die Motive glitten, schüttelte es mich, denn die Bilder ließen an Scheußlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Sie machten Baphomet oder Asmodis alle Ehre.

Ich möchte auf die Motive nicht im einzelnen eingehen, denn viele von ihnen zeigten Menschen in grauenhaften Situationen, wobei sich auch Kinder darunter befanden.

Die Hölle kannte keine Gnade!

Ich bekam bestätigt, weshalb man diese Felsen hier als Kathedrale der Angst bezeichnete. Wenn die Szenen, Bilder und Motive sowie die häßliche Statue auch nicht zu sehen gewesen waren, so mußte man doch ihren magischen, grenzenüberwindenden Einfluß gespürt haben.

Deshalb dieser Name!

Die Templer nahmen es gelassen hin, wenigstens wirkten sie äußerlich so.

Nicht aber Pierre Virni. Er konnte einfach nicht stehenbleiben, ging zur Seite und hatte seine Arme ausgebreitet. Seine Bewegungen wirkten hektisch, er wußte nicht, wo er zuerst hinschauen sollte, aber es blieb einfach nicht aus, daß seine Blicke auch stets die an den Wänden zu sehenden Bilder trafen.

Die Motive machten ihn fertig. Er schrie, als wären die Bilder lebendig. Er sprach mit ihnen, brüllte sie an.

»Geht weg, ihr Verfluchten! Verschwindet! Haut ab, ich will euch nicht mehr sehen!«

Ich überlegte, ob ich die Grenze überwinden und einschreiten sollte, denn Virni brachte durch seine Überreaktion die Beschwörung regelrecht durcheinander.

Abbé Bloch dachte ebenso wie ich. Er handelte auch und hielt den Wirt fest.

Was er ihm sagte, konnte ich nicht verstehen, aber Virni nickte, blickte in meine Richtung und wandte sich dem Ausgang zu. Es war besser, wenn er bei mir wartete.

Ob ich allerdings hier stehenbleiben würde, wußte ich nicht. Immerhin hatte ich bisher nur den Statisten gespielt, und das sollte sich ändern.

Die Templer hatten es sicherlich gut gemeint, aber ob sie die Geister, die von ihnen gerufen worden waren, auch wieder loswurden, war noch ungewiß.

Möglicherweise brauchten sie doch meine Hilfe.

Es sollte anders kommen. Auslösendes Moment dabei war Pierre Virni, der den Rat des Abbés befolgen wollte, aber nicht gelassen wurde, denn seine Bewegungen gerieten ins Stocken, als eine helle Stimme durch die Kathedrale schallte.

»Nein, du bleibst hier, Vater!«

Vater, hatte sie gesagt. Es gab nur eine, die gesprochen haben

konnte.
Colette Virni!

***

Pierre Virni hatte den hellen Ruf seiner Tochter vernommen und mußte das Gefühl haben, von einem Peitschenschlag aus dem Unsichtbaren erwischt worden zu sein.

Da er sich nahe des Fackelscheins befand, konnte ich sein Gesicht erkennen, in dem sich die Angst und das Grauen abzeichneten, das dieser Mann verspürte.

Und auch die Enttäuschung oder die Bestätigung einer für ihn schrecklichen Wahrheit.

Bisher hatten sich die Templer an einen bestimmten Rahmen gehalten.

Es war alles gutgegangen, bis zu diesem Zeitpunkt, wo die radikale Änderung eingetreten war.

Sie taten nichts mehr, allerdings drehten sie die Köpfe in die Richtung, aus der die Stimme erklungen war.

Deshalb mußten sie in den Hintergrund der Kathedrale schauen, und dort malte sich wie ein malerischer Schattenriß eine Gestalt ab.

Es war Colette!

Sie stand dort wie eine Herrscherin. In der Nähe mußte eine Luftströmung vorbeigleiten, denn ihre Haare hatten sich gelöst und schwangen wie dünne Schleierfäden.

Sie fixierte nicht nur ihren Vater, auch die zwölf Templer wurden von ihr aufs Korn genommen, und sie sprach mit einer hallenden, sehr lauten Stimme.

»Niemand auf der Welt wird es schaffen, die Kathedrale zu entweihen. Sie gehört Baphomet, er regiert hier. Er hat sich gezeigt, und ich werde ihn unterstützen, denn ich bin es gewesen, die schon jahrelang Kontakt zu ihm hielt.«

Ich hatte das bereits geahnt. Wahrscheinlich auch die Templer, aber der nicht Vater.

Er konnte es nicht fassen. Die Hand hielt er gegen die linke Brustseite gepreßt, als er seiner Tochter entgegenschaute. »Colette, du lügst. Sag, daß es nicht stimmt!«

»Ich lüge nicht!«

Für Virni brach eine Welt zusammen. Er schüttelte noch immer den Kopf, während er fragte: »Dann hat Sinclair doch nicht gelogen?«

»Weshalb sollte er?«

»Und du hast von Gustave Rodin gesprochen?«

»Auch das.«

»Aber du kennst ihn nicht. Du kannst ihn nicht kennen, Colette. Sag mir, daß du ihn nicht kennst.«

»Doch - ich kenne ihn!« lautete die triumphierend klingende Antwort. »Ich kenne ihn sehr genau.«

»Einen Toten?« schrie Virni zurück. »Einen Verbrannten?«

»Ist er denn tot?«

»Ja, ja!« brüllte der Wirt, der etwas anderes nicht wahrhaben wollte. »Mit meinen eigenen Augen habe ich ihn in die Kathedrale hineingehen und verbrennen sehen. Das Feuer hat ihn erfaßt und vernichtet!«

»Nicht alles ist tot, von dem man sich wünscht, es wäre so. Als Mensch mag er gestorben sein, aber er ist eingegangen in eine andere Dimension. Baphomets Arme sind groß und weit. Er hat ihn aufgefangen, damit er die Kathedrale hütet. Oft genug habe ich Kontakt mit ihm gehabt, und ich habe ihn lieben gelernt.«

Einem Vater das zu sagen, war hart. So konnte es der Mann auch nicht fassen. »Das kann doch alles nicht wahr sein!« flüsterte er. »Du erzählst mir hier irgendwas.«

»Warum sollte ich?«

Virni suchte Hilfe bei den Templern.

»Sagt ihr doch auch etwas!« schrie er. »Ihr seid doch extra gekommen, um die Kathedrale vom Bösen zu befreien. Helft mir, meine Tochter wieder zurückzuholen.«

»Wir würden es gern tun«, erwiderte der Abbé, »aber es ist nicht mehr möglich.«

»Was soll das heißen?«

»Sie hat sich für eine Seite entschieden.«

Virni lachte bitter. »Und da soll es keine Rückkehr mehr in ein normales Leben geben?«

»Nein!«

»Vielleicht will ich auch nicht, Vater!« höhnte Colette, und diese Bemerkung schüttelte den Mann durch.

Tragik lag über der Szene. Da erlebte ein Vater hautnah mit, wie seine Tochter dem Bösen verfallen war und nicht mehr zurückwollte.

Er konnte es nicht fassen. Ich stand zwar weiter von ihm entfernt, dennoch spürte ich, daß er längst nicht aufgegeben hatte. Das bewiesen mir seine folgenden Worte.

»Ich hole dich zurück, Tochter. Das bin ich allein schon deiner Mutter schuldig. So alt kannst du gar nicht werden, als daß ich nicht über dich zu bestimmen hätte. Hast du verstanden? Ich hole dich zurück! Ich werde dich nach Hause holen…«

»Mein Zuhause ist hier!«

»Nein, das ist es nicht. Ich will es so, und du hast mir zu folgen. Diese verfluchte Kathedrale hat mir schon einen Freund genommen. Ich will nicht, daß sie noch mehr Unglück über meine Familie bringt. Deshalb wirst du mich auch begleiten!«

Abbé Bloch dachte ähnlich wie ich. »Nein, Virni, ich würde Ihnen raten, es nicht zu tun.«

»Weshalb nicht? Sie ist meine Tochter…«

»Aber sie ist stärker! Denken Sie immer daran, mit wem sie in Verbindung steht. Um sie zu besiegen, müßten Sie erst den anderen schaffen. Das wird Ihnen nie gelingen. Deshalb gehen Sie und überlassen Sie Ihre Tochter uns.«

»Niemals!« Das hörte sich verdammt endgültig an. »Ich bin ihr Vater, ich bin…«

In seine Worte schallte Colettes Lachen. »Du bist ein alter Narr, der nichts begriffen hat. Du hast die Chance gehabt, viele Geheimnisse zu ergründen, die in deiner Nähe verborgen liegen. Das hast du nicht getan, aber ich habe anders gehandelt und mit denjenigen Kontakt aufgenommen, die du verdrängen wolltest…«

Virni sprach in die Worte seiner Tochter hinein. »Du kannst soviel reden, wie du willst. Ich handle anders und werde dich zu mir zurückholen. Mich schüchtern deine Drohungen nicht ein.« Nach diesem Wort nickte er entschlossen und setzte sich in Bewegung.

Er ging mit schweren Schritten auf seine Tochter zu, die ihn erwartete und dabei kalt lachte.

Ich konnte dies ziemlich gut erkennen, denn sie stand in einer etwas helleren Zone. Das mußte einen Grund haben. Wahrscheinlich befand sich in ihrer Nähe eine magische Insel.

Durch mein Fernbleiben aus der Kathedrale hatte ich den Templern möglicherweise einen Gefallen getan. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo ich handeln mußte, denn es galt, ein Menschenleben zu retten. Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß Colette ihren Vater töten würde, wenn er nicht so reagierte, wie sie es wollte.

Nur wenige Schritte benötigte ich, um unter den Steinbogen zu treten.

Als ich ihn durchschritt, spürte ich sofort die Reaktion, denn mein Kreuz erwärmte sich nicht nur, sondern gab auch ungefähr das gleiche fahle Silberleuchten ab wie die Schrift auf der Säule.

Ich hatte die magische Grenze überschritten.

Die Templer sahen mich, griffen aber nicht ein, und ich spürte sofort die andere Aura.

Wahrscheinlich trugen die Bilder an den Wänden daran die Schuld, doch das war zweitrangig.

Wieder veränderte sich ein Teil der Szenerie. Der Hintergrund, wo Colette stand, begann zu leben.

Jemand kam.

Zuerst der Sturm, der gegen den Mann hieb und ihn fast von den Beinen holte. Doch er war nur der Begleiter einer anderen Gestalt, die ich nicht kannte. Virni um so besser.

»Gustave Rodin!« schrie er heulend…

***

Er war es, und er war es doch nicht. So jedenfalls sah ich die Szene.

Hinter der Frau war etwas erschienen, das ich als Geist oder Gespenst ansah, jedenfalls eine Gestalt, die sich drehte, Sturm brachte und wie ein gewaltiger Schatten niederschwebte, der allerdings menschliche Umrisse annahm.

Er schwebte vor, in und über der Frau, die mit glänzenden Augen die Nähe des anderen genoß.

Virni kam nicht mehr weiter. Die Templer griffen nicht ein. Ihr Plan war zerstört worden, sie mußten improvisieren, was ihnen unter diesen Umständen schwerfiel, aber ich befand mich längst in der Kathedrale, um mich der größten Gefahr zu stellen.

Ich wollte Rodin!

Und ich hatte einen guten Zeitpunkt gewählt, um einzugreifen, denn er tat seinem ehemaligen Freund nichts. Nur gelang es Virni nicht, sich in Bewegung zu setzen.

Eine nicht sichtbare Wand stoppte ihn.

Ich ging näher. Dabei streifte ich fast die schrecklichen Felsbilder, die einen so unheimlichen Rahmen bildeten. Innerlich gab ich mir das Versprechen, mich später darum zu kümmern. Zuerst aber war Pierre Virni an der Reihe. Er wirbelte herum, als er meinen Händedruck auf der Schulter spürte. Sein Gesicht zeigte eine Überanstrengung. Dabei sah er aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu schreien.

»Wir schaffen es gemeinsam«, munterte ich ihn auf. »Gegen Rodin?«

»Auch das!«

Virni schaute mich an, als hätte ich ihm einen unanständigen Antrag gemacht. Er wollte mir nicht glauben.

Die Stimme des Unheimlichen drang plötzlich von allen Seiten gegen uns. Rodin sprach, und er redete von den vergangenen fünfzig Jahren.

»Es hat lange gedauert, bis wir uns getroffen haben«, erklärte er. »Sogar sehr lange, vielleicht zu lange. Dabei habe ich gedacht, daß du den Weg zu mir gefunden hättest.«

»Zu dir, Rodin? Du bist doch verbrannt. Ich habe mich damals zurückgehalten und bin nicht in diese verfluchte Kathedrale gegangen, aber du konntest es nicht erwarten.«

»Man lockte mich, und ich habe es nicht bereut. Ich bin zwar verbrannt, ging aber gleichzeitig in eine andere Form des Seins über. Zudem fing mich Baphomet auf. Er streckte mir seine Arme entgegen und half mir, die Zeiten zu überdauern. Ich lernte viel, denn ich erhielt Einblicke, aber ich wollte auch den Kontakt zu den Menschen nicht verlieren, und da kam mir deine Tochter gerade richtig.« Der Geist lachte. Er mußte die Wut des Wirts sehen, der daran fast

erstickte.
Es war im Prinzip eine Abrechnung zwischen den beiden. Mich brauchte sie nicht sonderlich zu interessieren, ich hatte eigentlich alles erfahren.
Nur Rodin mußte ausgeschaltet werden. Ich suchte eine Schwachstelle.
Noch immer hielt er sich hinter Colette mit den wehenden Haaren auf.
Die Dunkelheit war dort gewichen. Die nächste Umgebung zeigte sich in einem hellen Grau, das die Konturen der Freu deutlich hervortreten ließ.
Dahinter drehte sich Gustave Rodin.
Manchmal wie ein Schleier aussehend, dann wieder zusammenwachsend, so daß seine frühere Gestalt zum Vorschein kam, aber sehr schnell wieder zerrissen wurde.
Welche Waffen sollte ich nehmen?
Hector de Valois hatte vor langer Zeit die Kathedrale entdeckt und ausgebaut. Von ihm war das Skelett vorhanden, das rechts von mir stand.
Aus dieser Richtung hörte ich auch die Stimme des Abbés. »Wir müssen uns zurückhalten, John Sinclair. Es ist die Sache Hectors. Du hast es in der Hand, ihm das zu geben, was ihm wahrscheinlich gehört hat.«
Ich drehte mich halb. »Was denn?«
Sehr ernst schaute mich der Abbé an. »Das Siegel und dein Kreuz!«

***

Die Forderung traf mich hart. Auf meinem Rücken wurde es kalt, durch die Nase holte ich Luft, und ich sah, wie der Abbé seine Hand ausstreckte.
»Willst du nicht?«
Ich nickte und schüttelte einen Moment später den Kopf. »Es birgt ein zu hohes Risiko. Es ist mein Kreuz.«
»War es das schon immer?«
Die Frage brachte mich in einen Gewissenskonflikt.
Der Abbé sprach weiter. »Hat dein Kreuz nicht eine lange Reise über Jahrtausende hinter sich? Hat es nicht zahlreiche Besitzer gegeben, unter anderem auch Hector de Valois?«
»Wahrscheinlich.«
»Dann mußt du es versuchen. Die Magie in der Kathedrale ist mächtig. Wir sind zum Sterben verflucht, wenn wir uns nicht wehren. Du hast es in der Hand. Überlassen wir dem silbernen Skelett die Entscheidung. Gib ihm die Dinge, damit es die Kathedrale zu dem machen kann, was sie einmal gewesen ist.«

Jeder wird sich vorstellen können, wie schwer mir in diesen Augenblicken die Entscheidung fiel.

Vom Siegel hätte ich mich getrennt, aber mein Kreuz freiwillig aus der Hand zu geben, dazu gehörte schon etwas.

»Zögere nicht zu lange!« drängte der Abbé.

Seine Mitstreiter hielten sich zurück. Ich spürte ihre Blicke auf meiner Haut und die Aufforderung, den Worten des Abbés Folge zu leisten.

»Worauf warten Sie noch?« sagte auch Pierre Virni.

Und ich ließ mich überzeugen. Als ich diesmal nickte, folgte kein Kopfschütteln. Der Abbé atmete ebenfalls auf. Er ging mir sogar zwei Schritte entgegen, um die wertvollen Dinge in Empfang zu nehmen.

Das wollte ich nicht. »Nein, ich gebe sie ihm selbst.«

»Bitte.«

Ich schritt auf das silberne Skelett zu. Noch immer wurde es gestützt. In der Nähe stand der offene schwarze Sarg. Wieder überfiel mich die Erkenntnis wie ein gewaltiges Brausen, als ich mich dem Skelett näherte.

In meinem Kopf entstand eine gewisse Unruhe. Ich mußte es einfach glauben, in dieser Gestalt den Mann vor mir zu sehen, der in mir wiedergeboren war.

Das Kreuz hatte die Schicksale seiner Träger durch die verschiedenen Jahrhunderte vorgezeichnet.

»Darf ich es berühren?« fragte ich.

»Sicher.« Der Abbé befand sich dicht hinter mir. Sein warmer Atem streifte an meinem Ohr entlang.

Ich legte meine Fingerspitzen gegen einen Rippenknochen. Skelette fühlen sich zumeist kalt an.

Dies hier nicht.

Durch seine Knochen schien ein Kraftstrom zu fließen, der Wärme abgab. Lebte es doch?

Meine Blicke tasteten die silberne Gestalt ab, wobei ich für ein Leben leider keine Anzeichen entdecken konnte.

»Das Siegel!« drängte Bloch.

Ich holte es hervor. Nichts hatte sich an ihm verändert, aber auf der Rückseite, wo die Warnung eingraviert stand, leuchtete blaß und bleich die Schrift.

»Lege es ihm in die linke Hand!« flüsterte der Templer. »Scheue dich nicht, du kannst seine knöchernen Finger bewegen.«

Zuerst faßte ich den linken Arm an. Ich zog ihn zu mir heran, winkelte ihn an, knickte danach die Finger nach innen, so daß die Handfläche eine Mulde bildete, in die ich das Siegel hineinlegte. Es blieb dort. »Und nun das Kreuz!« Es fiel mir am schwersten. Ich mußte einige Male schlucken. Schweiß lag auf meinem Gesicht. Mit spitzen

Fingern faßte ich die Silberkette an, bevor ich sie über meinen Kopf zog. Jetzt war das Kreuz frei.

Abermals mußte ich den Arm des Skeletts zu mir heranziehen und ihn anwinkeln. Wieder krümmte ich die Hand, abermals sah ich die Mulde, und dann legte ich mein Kreuz hinein, wobei mein Herz überlaut klopfte.

Ich hatte mich voll und ganz auf den Abbé verlassen. Wenn er ein falsches Spiel mit mir trieb, war ich verloren.

Das Kreuz blieb liegen.

»Gut!« flüsterte Bloch neben mir. »Das ist gut…«

»Abwarten.« Ich trat einen Schritt zurück, denn ich wollte die Wirkung abwarten.

Zunächst einmal ließen die beiden Helfer das Skelett los. Sie traten zur Seite. Eigentlich hätte die silberne Gestalt fallen müssen, aber das passierte nicht.

Aufrecht blieb sie stehen.

Es war nicht alles.

Plötzlich schüttelte eine nicht erfaßbare Kraft den Körper des Knöchernen durch.

Gleichzeitig bewegten sich die zwölf Templer, als wäre dieses Schütteln das Zeichen gewesen.

Sie griffen unter ihre Kutten. Als die Hände wieder zum Vorschein kamen, umklammerten die Finger zwölf Gegenstände, die allesamt gleich aussahen.

Es waren silberne Pflöcke!

Das nahm ich nur am Rande wahr, für mich war Hectors Skelett wichtiger.

Bisher hatte ich nicht daran glauben können, daß es lebte. Jetzt wurde ich eines Besseren belehrt.

Das silberne Skelett drehte sich um und schritt auf Colette und Gustave Rodin zu…

***

Weder der Abbé, die zwölf Templer noch ich sprachen ein Wort. Ich hatte es einfach nicht glauben wollen, die anderen mußten wohl damit gerechnet haben und natürlich auch Bloch, dessen Lippen sich zu einem dünnen, aber wissenden Lächeln verzogen hatten.

»Jetzt haben Sie den Beweis, John Sinclair, daß es Hector de Valois Überreste sind. Wäre er es nicht und hätte er mit den finsteren Mächten in Verbindung gestanden, wäre er durch den Kontakt mit Ihrem Kreuz zerstört worden. Aber er hat es einmal besessen, und er muß ein ähnlicher Mann wie Sie gewesen sein.«

»Das Gefühl habe ich allmählich auch«, gab ich flüsternd zurück.

Wir nahmen es hin, der Wirt weniger. Er stierte die silberne

Knochengestalt an und schüttelte ein paarmal den Kopf. Über seine trockenen Lippen drang ein sprödes Lachen.

»Was ist das für eine Gestalt!« keuchte er. »Sie geht auf meine Tochter zu. Sie will sie mir wegnehmen.«

»Virni!«

Der Abbé hatte ihn durch seinen Schrei warnen wollen, aber der Wirt war nicht zu stoppen.

Er wollte sich auf das Skelett stürzen und hätte es auch geschafft, wäre ich nicht schneller gewesen.

Mein mit dem rechten Arm geführter Rundschlag traf ihn mitten im Lauf. Der Mann wurde gestoppt.

Er schüttelte noch einmal den Kopf, seufzte und brach zusammen.

»Es war gut!« lobte Bloch mich.

Ich blieb da stehen, wo ich den anderen erwischt hatte, und sah zu, wie sich das silberne Skelett den beiden näherte, die seine Kathedrale entweiht hatten.

Es würde sich rächen.

Ich beobachtete jeden seiner Schritte. Sie waren nicht etwa taumelnd. Im Gegenteil, es schien mir, als würde das Skelett mit jedem Meter, den es zurücklegte, neue Kraft bekommen.

Kraft brauchte es auch, um gegen die Feinde bestehen zu können.

Abbé Bloch traute mir noch immer nicht so recht über den Weg. »Sie halten sich bitte zurück, Sinclair. Ebenso wie wir. Unsere Pläne stehen fest.«

»Und die Frau?«

»Sie können sie jetzt nicht wegholen. Sie befindet sich in Gustave Rodins Bann. Wenn Sie es versuchen, werden auch Sie leiden oder möglicherweise Ihr Leben verlieren.«

Auf solche Warnungen hatte ich noch nie etwas gegeben, wenn sich ein Menschenleben in Gefahr befand. Aber es hatte keinen Sinn für mich, einzugreifen, denn das Skelett war nicht mehr weit von seinem Ziel entfernt.

Vielleicht noch zwei Schritte…

Und Colette reagierte. Ihr Gesicht veränderte sich. Es nahm einen gespannten Ausdruck an und zeigte Unruhe.

Verspürte sie Angst?

Ich ahnte, daß Colette es nicht rechtzeitig genug schaffte. Deshalb schrie ich sie an. »Verschwinden Sie!«

Sie blieb.

Das Skelett aber legte den letzten, noch trennenden Schritt zurück. Dahinter tobte Gustave Rodin.

Wollte der Geist sein Heil in der Flucht suchen?

Da hob der Knöcherne seinen rechten funkelnden Arm. Das Kreuz stach aus seiner Faust, und ich glaubte plötzlich, ein Wispern zu

hören, dessen geheimnisvolle Laute sich zu einem Satz zusammenfügten oder zu einer Formel.

»Terra pestem teneto - Salus hie maneto!«

Das genau war es.

Aber ich hatte die Formel nicht gesprochen. Dennoch zeigte sie ihre volle Wirkung…

***

Niemals würde ich diese Szene vergessen.

Da stand, hochaufgerichtet und von einem grünsilbrigen Strahlenkranz umgeben, ein ebenfalls silbernes Knochengerüst, hielt mein Kreuz fest, das von irgendeinem Geist, der durch die Jenseitsreiche irrte, aktiviert sein mußte.

Und das Kreuz gehorchte ihm, so wie es jedem seiner Besitzer gehorcht hatte.

Der Schrei war menschlich. Die Reaktion der Frau auch. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht, brüllte laut und brach zusammen, während es plötzlich Feuer regnete.

Armlange Flammenzungen wirbelten, zuckten und tanzten herab. Es war das Feuer des reinigenden Gerichts, das über die grausame Magie kam und diese vernichten wollte.

Die Flammen stießen hinein in die graue Insel, in der sich Gustave Rodin drehte und nach fünfzig langen Jahren zum zweiten Mal verbrannt wurde.

Diesmal für immer.

Als Zuschauer konnte man den Eindruck haben, als würde sich der zu Asche verfallene Körper noch einmal materialisieren, als er innerhalb der Flammenzungen tanzte.

Da mußte ein Spiegelbild zurückgekehrt sein. Diesen Eindruck hatte ich bei der Szene, bis ich das hohle Pfeifen hörte, begleitet von einem stürmischen Brausen. Die Flammen vereinten sich und schössen als Lohe gegen die Decke.

Zwei Augen, eine Nase, ein Mund - das alles zeichnete sich für einen winzigen Moment klar und deutlich ab, bevor es ineinanderlief und restlos zerstört wurde.

Die Flamme aber verkleinerte sich, verlor an Kraft und sank zusammen.

Als glühender Finger tanzten sie noch für einen Moment über den Boden, bevor sie verlosch, als hätte jemand Wasser auf sie geschüttet.

Es war aus.

Keiner rührte sich.

Das Skelett stand ebenso bewegungslos wie die zwölf Templer und auch Abbé Bloch.

Mich hatte dieses Ereignis ebenfalls schockiert. Aber ich war es, der

seine Überraschung als erster überwand. Natürlich interessierte mich das Skelett, aber wichtiger war die Frau, denn ich hatte Angst, daß sie tot war.

Mit wenigen Schritten hatte ich sie erreicht, beugte mich über sie und hob ihren Oberkörper an. Sie hielt noch immer beide Hände gegen ihr Gesicht gepreßt.

Vorsichtig löste ich sie - und sah das Blut. Es rann aus zahlreichen Wunden.

Der Hals war verbrannt, die Hände auch, aber Colette Virni lebte.

Sie war zum Glück nur bewußtlos. Nicht immer lief eine Attacke so glimpflich ab.

Als ich mich wieder aufrichtete, stand das Skelett nicht mehr an der gleichen Stelle. Es war auf dem Weg zu Abbé Bloch, der ihm seine Arme entgegenstreckte und es in Empfang nahm.

Trotz des Fackellichts konnte ich den zufriedenen Ausdruck auf seinem Gesicht erkennen.

Er hatte es geschafft!

Ich beobachtete ihn weiter, und das Skelett ließ es zu, daß der Abbé ihm mein Kreuz aus der Hand nahm. Dabei flüsterte er Worte, die ich nicht verstand, und die Geste, mit der er beinahe zärtlich über das Knochengesicht strich, ließ erkennen, daß er dem Skelett so etwas wie Vertrauen und Freundschaft entgegenbrachte.

»Ich möchte Ihnen etwas zurückgeben!« rief er mir zu und hielt mein Kreuz hoch.

»Ja, ich komme.«

Der Weg zu ihm fiel mir nicht schwer, obwohl ich sehr langsam ging.

Aber ich wollte einiges überdenken. Dazu kam es nicht. In meinem Kopf rotierte noch zu viel.

Er drückte mir das Kreuz in die Hand und schloß selbst meine Finger darum. »Ich danke dir«, sagte Bloch. »Ab jetzt weiß ich, daß du, ob du willst oder nicht, zu uns gehörst. Du hast uns einen Vertrauensbeweis entgegengebracht, und wir sehen dich als Templer-Bruder an.«

Meine Kehle war einfach zu trocken, um etwas erwidern zu können, deshalb nickte ich nur.

»Aber unsere Arbeit ist noch nicht beendet, und ich hätte auch eine Bitte an dich, John.«

»Sprich!«

»Dein Kreuz habe ich dir zurückgegeben, doch nicht das Siegel. Und das hat seinen Grund.«

»Soll das Skelett es behalten?«

»Ja, obwohl ich nicht weiß, ob es ihm auf seinem langen Weg damals begegnet ist. Aber es kann nicht schaden, und ein jeder von uns weiß, wo es sich befindet.«

Ich hatte ihn verstanden. »Dann wirst du das Skelett in dieser

Kathedrale der Angst lassen.«
»So haben wir es vorgesehen. Das war unser Plan. Wir mußten sie nur vom Bösen befreien, das wir dank deiner Unterstützung auch geschafft haben. Es ist die Politik der kleinen Schritte, die letztendlich zum Erfolg führen kann.«
»Und wie heißt der Erfolg?« fragte ich.
»Der Dunkle Gral!«
Das hatte ich mir gedacht. Ich deutete in die Kathedrale hinein, wobei ich die Wände und die Statue meinte. »Noch befinden sich die Bilder hier und…«
Der Abbé unterbrach mich mit einer Handbewegung. »Das sollte kein Problem mehr sein. Du hast vorhin gesehen, was unsere Brüder taten?«
»Sie zogen ihre Pflöcke!«
»Sehr richtig.« Der Abbé drehte sich um. Er wandte sich an seine zwölf Getreuen. »Freunde!« rief er laut. »Ihr wißt, was ihr zu tun habt und aus welchem anderen Grund wir noch hergekommen sind - oder?«
»Ja«, erklang es im Chor.
Der Abbé straffte sich. »Dann erfüllt eure Aufgabe bis zur letzten Konsequenz.«
Während das Skelett in unserer Nähe stehenblieb, drehten sich die zwölf angesprochenen Templer um. Sie hoben synchron ihre rechten Arme, während sie mit den linken Fäusten die Stiele der Fackeln umschlossen.
Jeder suchte sich ein Bild aus. Diese widerlichen und scheußlichen Motive mußten einfach zerstört werden. Sie zeigten Szenen, die ich nicht sehen wollte, die jeden normalen Menschen abstoßen mußten.
Vor den Bildern nahmen sie Aufstellung.
Sie warteten auf den Befehl des Abbés, der sogleich erfolgte.
»Stoßt zu und zerstört auch das letzte Erbe des verfluchten Baphomets!«
Die Echos des Befehls geisterten durch die Kathedrale, und die zwölf Templer zögerten nicht eine Sekunde. Sie rammten ihre Stäbe vor - und sie trafen. Silber gegen Stein! Im Normalfall hätte das Edelmetall keine Chance gehabt. In dieser Situation sah alles anders aus.
Der Fels war plötzlich weich, das geweihte Silber fand seinen Weg, und die Spitzen jagten in die Zentren der Schreckensgemälde hinein, wo sie die furchtbaren Motive radikal vernichteten.
Bisher hatten sich die einzelnen Szenen nicht bewegt. Das änderte sich von einer Sekunde auf die andere und wurde zu einem gespenstischen, stummen Todeskampf, den das zuckende Fackellicht geisterhaft beleuchtete.
Der Abbé und ich schauten zu. Die Farben liefen ineinander, die Motive verschmolzen, und erst als der Rauch aufwölkte, zogen sich die

Templer zurück.

Sie hatten ihre Aufgabe mit Bravour erledigt.

Bis auf eine sehr wichtige Kleinigkeit.

Die Figur Baphomets nahe des Eingangs!

Sie existierte noch, und auch das rote Leuchten war aus ihren Augen nicht verschwunden.

»Willst du sie dir vornehmen, Bruder?« fragte mich der Abbé. »Du hast bisher zurückstehen müssen.«

»Ja.«

»Dann geh!«

Die Templer hatten mir eine Gasse geschaffen, durch die ich schritt.

Mein Gesicht war angespannt. Der Ausdruck darin ließ nichts von meinen Gedanken ahnen.

Ich überlegte, welche Waffe ich nehmen sollte. Das Kreuz oder den Dolch? Ich entschied mich für den Dolch. Hätte ich meinen Bumerang bei mir gehabt, wäre alles noch einfacher gewesen.

So aber zog ich die Waffe, die sich auch schon in den Klauen des Götzen Baal befunden hatte.

Matt schimmerte die Dolchklinge. Meine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt, als ich vor der Figur die Schritte stoppte. Ich sah in das Gesicht.

Ja, es zeigte die verzerrten Züge Baphomets, der mir in der letzten Zeit schon zu oft über den Weg gelaufen war. Auch dieser Dämon besaß mächtige Helfer, eben die Templer, die sich damals, nach den großen Kreuzzügen, in zwei Gruppen aufgeteilt hatten.

In den Augen leuchtete die Glut. Vielleicht sollten sie mich warnen, ich aber winkelte den Arm an und zog ihn dann blitzschnell von rechts nach links, genau in Höhe der Kehle.

Der Dolch glühte auf, als er Kontakt mit dem Stein bekam, und dieses Glühen fraß sich nicht nur in den Hals hinein, sondern auch hindurch.

Der Kopf kippte, wurde nur noch am Rand gehalten, bekam das Übergewicht und knallte zu Boden.

Dort zerbrach er in zahlreiche Teile…

Aus dem jetzt offenen Hals aber schoß eine sprühende Feuersäule hervor, die mich blendete und zum Rückzug zwang. Aus sicherer Entfernung sahen meine neuen Freunde und ich zu, wie auch der letzte Beweis des Bösen verging…

***

Ein wenig traurig war mir schon zumute, als ich neben dem Sarg stand und auf das darin liegende Skelett blickte. Zwei Helfer hatten es wieder in die Totenkiste gelegt.

Bis auf eine Kleinigkeit war es so wie sonst. Auf den zum Betrachter hin geöffneten Händen lag jetzt das Siegel der Templer, und es würde

auch dort liegenbleiben.

Da hielt ich mein Versprechen.

Der Abbé wußte genau, wie ich mich fühlte. Er trat zu mir und wollte mich trösten. »Sei gewiß, mein Freund, dein Weg wird dich noch öfter in diese Gegend führen, die voller Geheimnisse steckt. Vielleicht finden wir hier sogar das Geheimnis des Dunklen Grals, das Hector de Valois ja gekannt haben soll.«

»Vielleicht…«

Zwei Templer kamen herbei, und wir machten Platz, damit sie den Deckel auf das Unterteil des Sargs legen und ihn festschrauben konnten.

Es war eine Arbeit von Sekunden.

Das Skelett und auch das Siegel der Templer verschwanden allmählich vor meinen Augen und waren vorerst Erinnerung…

***

Als letzter verließ ich die Höhle. Auf meinen Armen lag die bewußtlose Colette. Die Templer hatten sich um ihren Vater gekümmert und ihn aus der Höhle getragen.

Ich blickte noch einmal zurück.

Die Schrift an der Säule war verschwunden. Damit hatte auch der Begriff Kathedrale der Angst seine Bedeutung verloren.

Wir legten Vater und Tochter auf den Wagen. Hände klatschten auf die Rücken der Mulis, die sich sofort in Bewegung setzten.

Der Abbé und ich ließen die Templer vorgehen. Er selbst blieb bei mir.

»Und wie geht es bei dir weiter, Bruder?«

»Ich weiß es nicht. Es gibt einfach zu viele Probleme.«

»Welche? Du gehörst doch jetzt zu uns. Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Nein, das glaube ich kaum. Es sei denn, du kannst mir sagen, wo sich eine Frau namens Jane Collins befindet, die van Akkeren entführt hat.«

»Tut mir leid, John.« Seine Stimme klang ehrlich. »Da kann ich dir nicht helfen. Aber ich werde die Augen und Ohren offenhalten, das verspreche ich dir.«

Der Abbé reichte mir die Hand und besiegelte noch einmal unsere Freundschaft…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 412 »Ein Grab aus der Vergangenheit«